

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.-
vierteljährlich 48.-
halbjährlich 96.-
jährlich 192.-

Abschließung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
zahlung der Retourmarken.

Ersteigert mit Ausnahme
des Montags täglich 12 Sp.

Neue Zuspitzung der Lage in Wien.

Quertreibereien Seipels als Ursache.

Wien, 26. November. (Eigenbericht.) Auch heute wurde der Unterausschuß, der zur Beratung der neuen Verfassungsreformvorschläge tagen sollte, wieder abgesetzt. Anfangs schienen wirklich nur sachliche Gründe vorzuliegen, da man mit der neuen Formulierung noch nicht fertig war. Am Abend wird aber gemeldet, daß bei den Christlichsozialen, offenbar von der Seipelgruppe aus, neuerdings große Schwierigkeiten gemacht werden. Tatsache ist, daß man am Abend die Situation wiederum als sehr kritisch betrachtete.

China protektiert

gegen die Verletzung des Kellogg- pattes.

Peking, 26. November. (Neuer.) Der Staatsrat telegraphierte an den Völkerbund und die Staaten, die den Kelloggpatte unterzeichnet haben, die chinesische Regierung sei trotz der wiederholten Angriffe der Sowjettruppen stets nur in der Verteidigung geblieben. Die Sowjettruppen aber drängen ohne Kriegsanzeige auf chinesisches Gebiet, bemächtigen sich chinesischer Städte und töten unschuldige chinesische Staatsbürger. Der Staatsrat hofft, daß die Mächte die entsprechenden Vorkehrungen zur Verletzung dieser abschließlichen Verletzung des Kelloggpattes treffen werden.

Schwere chinesische Verluste?

Peking, 26. November. Die Nachricht, daß die Chinesen westlich vom Berge Groschingang eine schwere Niederlage erlitten, wird bestätigt. Die chinesischen Verluste sollen vier Divisionen übersteigen. Die übrigen Militärformationen wurden in der Richtung gegen das wüste mongolische Gebiet zurückgeschlagen.

Die Heße gegen den 9. November vergeblisch.

Dresden, 26. November. Im sächsischen Landtag wurde bei der Beratung über die Feiertagsvorschläge der deutschnationale Antrag, der die Aufhebung des 9. November (Revolutionstags) und des 1. Mai als gesetzliche Feiertage verlangte, in unentschiedener Abstimmung mit 41 gegen 48 Stimmen abgelehnt. Sodann wurde über die Regierungsvorlage abgestimmt, welche die Abschaffung des 9. November als gesetzlichen Feiertag vorsieht. Die Regierungsvorlage wurde mit 47 gegen 44 Stimmen in zweiter Lesung angenommen.

Faschistentrawalle im Budapester Parlament.

Wegen eines italienischen Ministers.

Budapest, 26. November. Der seit mehreren Tagen in Budapest weilende italienische Minister für nationale Erziehung, Salvo Giuliano, erschien heute auch im Abgeordnetenhause, wo er in Begleitung der Herren der italienischen Gesandtschaft in der Diplomatensloge Platz nahm. Die Mitglieder der Rechten und der Mitte brachen in große Ovationen aus. Giuliano erhob sich und dankte, die Rechte erhebend, mit faschistischem Gruß.

Die sozialistischen Abgeordneten hingegen machten großen Lärm und riefen: „Was ist denn mit Matteotti? Vertreter von Würdigen! Was haben wir an Reparationen den Italienern zu zahlen? Man hat uns Financ genommen!“

Die stürmischen Ovationen der Regierungsparteien überrannten jedoch die Zurufe der Sozialdemokraten, die vom Vorsitzenden wiederholt zur Ordnung gerufen wurden. Der Regierungsparteiler Abg. Vostor sagte in seiner Rede, Mussolini sei der einzige unter den leitenden Staatsmännern der Siegerstaaten gewesen, der zu sagen wagte, Ungarn sei nicht schuld gewesen an dem Kriege und habe am Recht auf Revision des Friedensvertrages.

Konzentrationskabinett als Verhandlungsbasis.

Ohne Mahr-Parting und Hlinka. — Udrzal erhält von seiner Partei ein Vertrauensvotum.

Sitzung unserer Parteivertretung und Aussprache mit den tschechischen Genossen.

Prag, 26. November. Im Parlament stand der heutige Tag im Zeichen stürmischer Verhandlungstätigkeit bei allen größeren Parteien. Zugleich war dort auch eine selten dagewesene

Hochkonjunktur für sich und fertige Regie- rungskombinationen, komplette Minister- listen und dergleichen.

die natürlich allesamt, auch wenn sie noch so glaubhaft und unter Berufung auf diese oder jene wohl informierte Kreise in Umlauf gesetzt werden, dem tatsächlichen Verhandlungstadium zumindest weit vorausseilen.

Tatsache ist, daß im Mittelpunkt der inner- und zwischenparteilichen Beratungen, an denen der heutige Tag sehr reich war, die gestrige letzte Verhandlungsbasis Udrzals,

das sogenannte Konzentrationskabinett,

stand. Zu diesem Konzentrationskabinett hat sich Udrzal bequemt, als sein Vorschlag vom Freitag, der auf die „Allnationale“, plus deutsche Sozialdemokraten und Aktivisten hinauslief, am Samstag bereits ruhmlos gefallen war. Er konzedierte also, ohne zunächst der Zustimmung seiner Partei sicher zu sein, den tschechischen Linksparteien den Hinauswurf der deutschen und slowakischen Agrarier mit zusammen 30 Mann. Dieses gestern gemachte Angebot bildete heute allgemein die Verhandlungsbasis. Daneben kursierten gelegentlich aber auch noch so ziemlich alle anderen Kombinationen von der allnationalen Kombination bis zum Beamtenkabinett, für das bereits Ministerpräsidenten namhaft gemacht wurden.

Für heute war die Parteivertretung der deutschen Sozial- demokratie

einberufen, die am nachmittag in längerer Sitzung zur politischen Situation Stellung nahm und eine gründliche Aussprache über alle kommenden Möglichkeiten abführte. Im Zusammenhang damit wurde am Abend im „Lidovy dum“ eine gemeinsame Aussprache mit den Vertretern der tschechischen Sozialdemokratie abgeführt, welche sich gleichfalls mit der politischen Situation und der Frage der Regierungsbildung beschäftigte. Die Verhandlungen, die einen Ueberblick noch nicht gestatten, werden morgen fortgesetzt werden. Selbstredend sind Blätter wie die „Prager Presse“ über den Verlauf dieser Beratungen bis in alle Details orientiert, wenn auch vollkommen falsch. Wir haben bisher allem, was über die Haltung unserer Partei in der tschechischen und kommunistischen Presse zusammengeschrieben wurde, nicht allzu viel Beachtung geschenkt. In diesem Falle sehen wir uns aber doch zu der Feststellung genötigt, daß die heutige Darstellung der „Prager Presse“ über den Verlauf der Sitzung unserer Parteivertretung von A bis Z aus den Fingern geflogen ist und daß vielmehr diese Verhandlungen im Zeichen vollster Einmütigkeit standen.

Das Hauptinteresse wandte sich den Beratungen der tschechischen Agrarier zu, die nachmittags im Repräsentationshause zunächst das

engere und dann das erweiterte Parteipräsidium zu einer Sitzung zusammenberufen hatten. Es war bekannt, daß Udrzal mit seinem Konzentrationskabinett bei dem rechten Flügel seiner Partei keinesfalls auf Gegenliebe stieß, sondern daß ein richtiger Kampf darüber entbrannte, ob die Agrarier von ihrer seit Wochen verfolgten Konzeption, daß der Bürgerblock in jeder neuen Regierungskombination unter allen Umständen ganz beisamen bleiben müsse, nunmehr abtrüben sollen oder nicht. Gewißheit über den Ausgang dieser Diskussion brachte erst am späten Abend ein parteioffizielles Kommuniqué, in dem festgestellt wird, daß das erweiterte Präsidium heute unter Beisein aller agrarischen Minister tagte. Dann heißt es weiter:

„Ministerpräsident Udrzal gab einen ausführlichen Bericht über das Ergebnis der bisherigen Verhandlungen über die Regierungsbildung und stellte dem Präsidium bestimmte Anträge. Nach einer Debatte, an der sich alle Mitglieder des Präsidiums beteiligten, wurden die Anträge des Ministerpräsidenten einstimmig genehmigt.“

In ein richtiges Deutsch übertragen, heißt das nichts anderes, als

daß die tschechischen Agrarier Udrzals Konzentrationskabinett grundsätzlich angenommen und damit den Hinauswurf Hlinkas und Mahr-Partings mit seltener Einmütigkeit sanktioniert haben.

Sehr erbaut von der geplanten Ausschiffung der beiden sterblichen Parteien sind natürlich die Ueberlebenden, die Tschechischleritalen unter Stramels Führung, gerade nicht. Es herrschte darüber eine starke Verstimmung und Parteiberatungen sollten heute erörtert, ob man sich das gefallen lassen könne oder auf die Beteiligung an der Regierung lieber verzichten solle. Ueber den Ausgang dieser inneren Beratungen war bis abends nichts zu erfahren. Das eine dürfte feststehen, daß das Bedauern über einen eventuellen Nichtertritt Stramels bei den übrigen Parteien sicher nicht allzu groß wäre.

Die deutschen Agrarier hatten ebenfalls ihre Parteivertretung einberufen, die ihre grundsätzliche Regierungsbereitschaft zum Ausdruck brachte. Doch soll der Beschluß gefaßt worden sein, keinesfalls als einzige deutsche Partei in eine Regierung zu gehen, außer wenn Sicherungen für den bald folgenden Eintritt einer zweiten deutschen Partei gegeben seien.

Endlich sei in diesem Reigen auch die Dreimännerpartei des Herrn Stenzel erwähnt, die durch ihr Wahlbündnis mit den deutschen Agrarier sich plötzlich ebenfalls an die Luft gesetzt sah. Daraushin sollten sie heute den mannhaften Entschluß, aus Kränkung darüber, daß man sie bei der Regierungsbildung überhaupt nicht zu Rate gezogen habe, der neuen Regierung gegenüber vorläufig einen „abwartenden Standpunkt“ einzunehmen. Mit der Osmita-Herrlichkeit des Herrn Stenzel dürfte es damit auf lange Zeit hinaus leider vorbei sein!

Futternot und Viehnotschlachtungen in Rußland.

Berlin, 26. November. Die „Rostische Zeitung“ meldet aus Moskau: Die Regierungsstellen in Moskau haben sofortige Maßnahmen beschlossen, um den in den letzten Wochen überhand nehmenden Massenmordungen von Vieh durch die Bauernschaft Einhalt zu tun. Die Vernichtung des Viehstandes droht zu ernstem Gefahren für die ohnedies knappe Fleisch- und Milchversorgung Moskaus und anderer großer Städte zu werden. Die Regierung beschuldigt die „gegenrevolutionären Agenten“, die unter der Bauernschaft das Gerücht ausbreiteten, die Behörden beabsichtigten nach der Getreideausbringung zu Zwangspreisen nunmehr auch die Erfassung der Viehbestände. In Wirklichkeit hat offenbar die rigoros durchgeführte Erfassung der Bauern Futternot hervor-

gerufen, die die Bauern zwingt, ihren Viehbestand für den langen Winter zu verkleinern.

Die deutsch-russischen Emigranten.

Die Ausreisegenehmigung wird erteilt — aber 9000
Bauern werden zurücktransportiert.

Berlin, 26. November. Nach einem Bericht der deutschen Botschaft in Moskau hat der stellvertretende Außenminister Litwinow dem deutschen Botschafter mitgeteilt, daß der Rat der Volkskommissare beschlossen habe, die Ausreisegenehmigung für die noch bei Moskau befindlichen deutschen Flüchtlinge zu geben. Demnach hat die Sowjetregierung die bereits vor einem Monat erteilte und vor einer Woche von den administrativen Behörden zurückgezogene Ausreisegenehmigung wieder in Kraft gesetzt.

Deutschdemokratisches Geräusch.

Die Schwierigkeiten bei der Regierungsbildung haben den Herrn F. V. in der deutschdemokratischen „Bohemia“ auf den Plan gerufen. Es ist derselbe Herr F. V., der jüngst seiner tiefen deutschdemokratischen Betrübniß über die Abschaffung des Adels Ausdruck verliehen hat. Ganz in derselben Richtung bewegen sich seine Ratschläge, wie künstlich in solchen Schwierigkeiten abgeholfen werden soll. Er erblickt in ihnen ein „Memento“, aber nicht ein Memento für Neuwahlen (aus begrifflichen Gründen), sondern für eine „schöpferische, politische Tat“. Man kennt die schöpferischen, politischen Taten der Deutschdemokraten bereits so ausreichend, daß sie die würdigen Nachkommen der abgetakelten Liberalen, die höchstens noch in ein paar Orten im politischen Ausgäbunge leben, bald keinen Hund hinter dem Osen hervorlocken werden und man weiß daher auch, daß wenn sie von schöpferischen Taten sprechen, dies von vorneherein verdächtig ist. „Schablonenhaftes Denken“ nennt F. V. seinen Artikel und worauf dieser hinausläuft, das ist nach einem ergreifenden Geräusch, das selbst einen Stein erreichen könnte, nämlich nach dem bekannnten Geräusch über das Parteienwesen in der Politik, der Ruf nach einer Aenderung des Wahlsystems, wenigstens jenem der zweiten Kammer, damit das schablonenhafte Denken in der Politik aufhöre.

Warum verwünscht Herr F. V. und seine Partei (wenn man den auf einige Kaffees und Pischallen reduzierten Deutschdemokratismus so nennen kann) die Existenz von politischen Parteien? Es ist die alte Fabel vom Fuchs, dem die Trauben so hoch hängen und der behauptet, sie seien ihm zu teuer. Die Beobachtung stammt nicht von heute: je kleiner eine politische Tischgesellschaft ist, die um alles in der Welt gerne Politik machen möchte, desto erbotter ist sie auf die großen politischen Parteien. Gabe es noch eine große deutschdemokratische Partei, hätten ihre Vor- und Nachfahren sie nicht durch ihre charakterlose Politik verwirrt, so stünde die Sache anders. Damit lautet ihr Urteil über Wert und Unwert des politischen Parteiengetriebes natürlich umgekehrt. Ganz dasselbe ist es wie mit der Demokratie. Solange diese die Alleinherrschaft der Bourgeoisie in Staat, Land und Gemeinde gewalttätig war, war sie demokratisch, als aber der Aufstieg des vierten Standes diese Alleinherrschaft immer mehr bedrohte, warf sich der Großteil des Bürgertums der Reaktion, dem Faschismus in die Arme, der übriggebliebene Rest pendelt hofflos und führerlos zwischen Reaktion und seiner besseren Vergangenheit umher.

Millionen von Menschen sind in allen demokratisch regierten Ländern in den politischen Parteien organisiert und finden ihr geistiges Auslangen dabei. Aber das ist nach deutschdemokratischer Begriffen die stumpfsinnige Herde. — hoch erhaben über die mißerlebs hat sich diese Partei ja immer gefühlt und einen Anstoß an das Volk weder gesucht noch gefunden, — das sind ihr zufolge Serbeniere, die sich in den unterschiedlichen Parteien stellen wohl fühlen, während die großen, die freien und erlauchten Geister eben draußen stehen, oder wie dies der Herr F. V. ausdrückt: als „Auge und brauchbare Menschen“ sich an die Peripherie ihrer politischen Partei oder gar aus den Parteien hinaus gedrängt sehen. Die deutschdemokratischen Vesheten haben sich bei ihrem Geräusch über das politische Parteiengetriebe die echt demokratische Methode zurechtgelegt, die anderen Parteien als die Sammelbeden hoffnungsloser Hohlköpfe anzusehen, ihre eigene Partei dagegen als die der „Köpfe“. Auf welche geistigen Leistungen diese Partei der „Köpfe“ hinweisen kann, davon hat man während des Wahlkampfes in der vornehmen Führung ihrer Agitation einige Proben zu sehen bekommen — nichtsnutziger und struppeliger hat kaum eine andere Partei für ihre Kandidaten gewonnen. Von den früheren

staatsmännischen Leistungen dieser Partei ganz zu schweigen.

Was die — nicht an Zahl, aber in innerem Wert und Gehalt — so korymbischen Deutschdemokraten über die erfolgreicheren Parteien Gift und Galle speien läßt, das ist, daß es diese zu streng mit ihren Grundthesen und Programmen halten. In der Tat: die Deutschdemokraten sind da ganz andere Leute, ihnen war das Programm und waren ihre Ideale stets ein Liniengericht feil, in ihr stehen und standen stets nicht nur einzelne an der „Peripherie“, sondern die Partei selbst. „Wehe dem, der nur eine der zum Dogma erhobenen Forderungen anzuzweifeln wagt!“ rief Herr F. V. und jeder wird ihm und seiner Partei die Entzweiung über Grundhaltungen nachfühlen. Es wäre vergeblich, ihm begreiflich machen zu wollen, daß ein Parteimitglied, das die Parteigrundthesen preisgibt, das der Partei in den Rücken fällt und ihre Weltanschauungen verrät, nicht in sie hineingehört, denn in der deutschdemokratischen Partei scheint das zu den alltäglichen Erscheinungen zu gehören und sie geht selber — siehe die Verschärfung ihrer schäblichen Wähler an die Agrarier — mit edlem Beispiel voran. Als besonders abschreckendes Beispiel hierfür führt F. V. die Sozialdemokratie an, wobei er gleichzeitig seine eigene Meinung mit ihr zu begleichen sucht, indem er von ihr sagt, sie erachte sich „als zur alleinigen Richterin bei der Klassifikation der Menschen und der Gefinnungen berufen“. Aber nein, Herr F. V., so schlamm ist es nicht, allerdings ist es nicht ihre Art, wenn man auf sie losschlägt, nicht zurückzuschlagen. Freilich hat sie bisher und wird es auch künftig tun, eine Rage eine Rage, und einen eingebildeten Tropf einen eingebildeten Tropf nennen. Bequemer für die deutschdemokratischen Mentoren wäre es allerdings, wenn die Sozialdemokraten deren Weisheiten in stummer Ehrfurcht ohne Entgegnung hinnehmen würde, aber so angenehm werden sie es auch in Zukunft nicht haben.

Darüber, daß die Sozialdemokratie — soll wohl heißen: ihre Presse — die Menschen und Gefinnungen klassifiziert, ereifert sich Herr F. V., aber sein ganzer Artikel ist eine einzige Klassifikation und Schmähung der anderen Parteien, offenbar aus dem Gesichtspunkte heraus, daß nur ein Deutschdemokrat, also ein „Kopf“, über die anderen abzuurteilen das Recht hat. Er behauptet von den anderen Parteien, daß kein kluger und brauchbarer Kopf bei ihnen aushalten kann, oder um genau zu sein: viele, daß ihre Programme zur Erstarrung neigen und nach ihm sind Begriffe wie „Rechts“ und „Links“ nichts anderes als „ganzzrohe, undifferenzierte, in vieler Beziehung sogar zu Schlagworten petrifizierte Begriffe“, hinter denen nur persönliche Nachfragen stehen, nichts Grundtätliches und schon gar nicht eine Verschiedenheit der Weltanschauung. Man müßte bei diesem „Kopf“ mit dem politischen und ökonomischen U-B-C anfangen, um ihm zu beweisen, daß die Unterschiede zwischen „Rechts“ und „Links“, zwischen den Vertretern des Gestrern und des Heute, den Fortschrittler und Reaktionsären, den Konservativen und Demokraten (man denke da beiseite nicht an die Partei der „Köpfe“), zwischen Besitzenden und Besitzlosen, Kapitalisten und Proletariat doch etwas anderes sind, als ihm in seinem Kopfe erscheinen mag, aber das lohnt nicht. Wir überlassen den Herrn F. V. schon gerne seinen Träumereien am Kamin. Schließlich erfährt man von ihm doch,

wozu sein ganzer geistiger Aufwand dienen soll, nämlich der Stimmungsmache gegen das demokratische Wahlrecht. Und wie er kürzlich Tränen um den entthronten Adel vergoß, so gibt er jetzt seinem Schmerze Ausdruck darüber, daß das Parlament ein Partei-Parlament ist, das heißt, daß dort die auf Grund ihrer Parteien und Programme in demokratischer Weise gewählten Abgeordneten sitzen und nicht „Köpfe“, das heißt, daß es nicht mehr ein Stände- und Privilegienparlament mehr gibt. Seine Hoffnung, daß das Wahlrecht für das Abgeordnetenhaus eine Aenderung in seinem und seiner Partei Sinne erfahren könnte, scheint sehr klein zu sein, daher verlegt er seine Sehnsucht auf die zweite Kammer, den Senat, den man — zu einem „er-

Agrartrile. Lösungsversuche.

Die niedrigen Getreidepreise auf den Weltbörsen haben in verschiedenen Ländern zu einer Krise innerhalb der Landwirtschaft geführt. Die Vorgänge des letzten Jahres haben die Menschen vor die Tatsache gestellt, daß die Getreidepreise niedriger, aber die Brot- und Wehlpreise beinahe unverändert sind, sodas also der Konsument von den niedrigen Getreidepreisen nichts hat. Nun wird in Deutschland ein Versuch gemacht, mit wirtschaftspolitischen Maßnahmen in diese Entwicklung einzugreifen, was naturgemäß auch bei uns — wo die Verhältnisse zwar nicht ganz so, aber ähnlich wie in Deutschland liegen — aufmerksam verfolgt werden muß. In Deutschland tritt am 31. Dezember die Zolltarifnovelle vom 17. August 1925 außer Kraft und es wird nun innerhalb des Reichskabinetts darüber beraten, wie die Getreidezölle vom neuen Jahr ab geregelt werden sollen. Am drückendsten werden in Deutschland, das bekanntlich ein Roggenexportland ist, die niedrigen Roggenpreise empfunden. Man wollte zunächst die Mühlen zwingen, der Weizenvermahlung in einem entsprechenden Ausmaß Roggen beizumischen. Dieser Weg, welcher den Absatz von Roggen fördern sollte, wurde aber als ungangbar angesehen und man griff zu einem zweiten Mittel, nämlich zur verstärkten Roggenverfütterung. Es wird nämlich jenen Schweinemästern, welche Roggen verfüttern, niedriger verzollte Gerste zugewiesen, wodurch also der Roggenmarkt entlastet und die Möglichkeit einer Stabilisierung der Roggenpreise gegeben ist. Außerdem will man eine Vereinbarung mit Polen, das gleichfalls ein Roggenexportland ist, treffen, damit nicht deutsche und polnische Getreideexporteure sich auf dem europäischen Markt gegenseitig unterbieten.

Bemerkenswert ist noch, daß man in Deutschland von den festen Getreidezöllen zu den gleitenden zurückkehren will. Der gleitende Getreidezoll bedeutet bekanntlich, daß bei hohen Getreidepreisen der Zoll niedriger, bei niedrigen Getreidepreisen der Zoll aber hoch ist. Zweifellos sind gleitende Getreidezölle sowohl für den Bauer als auch für den Konsumenten den festen Zöllen vorzuziehen. Es handelt sich nur um die Höhe der Zölle, welche in Deutschland im Wege von Vereinbarungen nun festgesetzt werden müssen. Außerdem plant die deutsche Regierung die Erabsenkung des Wehlzollens, damit die Spannung zwischen Wehlzoll und Getreidezoll verringert, die Verteuerung des Wehles im Verhältnis zu den Getreidepreisen verhindert wird.

Diese Vorschläge, welche das Reichskabinett in der nächsten Zeit dem deutschen Reichstag unterbreiten wird, bedeuten ein Kompromiß und es ist noch die Frage, welches Schicksal die Vorlage im Reichstag erleiden wird. Der Berliner

„gänzenden Gegenstück“ machen sollte. Ungeduldig fragt er: „Worauf wartet man also?“ Wir wollen es ihm sagen: auf den Herrn F. V. Er darf überzeugt sein, daß jetzt, nachdem er seinen Kren dazu gegeben hat, das Abgeordnetenhaus nicht eiligeres zu tun haben wird, als einen Senat zu bilden, der als Vorwand über dasselbe wacht. Das sind so die deutschdemokratischen Sorgen: der Reaktion Tips und Fingerzeige zu geben, wenn man schon selber zu schwach ist, um die Geschäfte der Reaktion in eigener Regie zu besorgen. Vielleicht gibt es in dieser famosen Partei außer politischen Nummern doch noch welche Leute, die an dem Artikel des Herrn F. V. erkennen, warum ihre Partei so tief gesunken ist, nämlich bis auf den — Herrn F. V.

„Vorwärts“ erhebt schon jetzt Bedenken gegen die Höhe der Wehlzölle. Aber immerhin bedeuten die Beschlüsse der deutschen Reichsregierung schon eine Abkehr von den primitiven Methoden der Agrarpolitik, wie sie auch bei uns von dem allergrößten Teil der agrarischen Wirtschaftspolitiker verfochten wird. In der deutschen Wissenschaft, aber auch in Kreisen erster bäuerlicher Wirtschaftspolitiker dringt immer mehr die Erkenntnis durch, daß die beständige Erhöhung der Agrarzölle nicht das Mittel ist, um den Landwirten zu helfen. Hat doch die Erfahrung in der Tschechoslowakei gleichfalls gezeigt, daß die hohen Getreidezölle, wie sie bei uns trotz des energischen Widerpruchs der sozialistischen Parteien im Jahre 1926 eingeführt worden sind, das Sinken der Getreidepreise nicht verhindert haben. Was der Bauer braucht, sind nicht hohe Zölle, sondern stabile Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, welche insbesondere den Kleinlandwirten eine ordentliche Entlohnung für deren schwere Arbeit garantieren würden. Vor allem aber mühten Bauern und Konsumenten in gemeinsamer Arbeit die unverhältnismäßige Spanne beseitigen, die zwischen den Getreidepreisen und Wehlpreisen, beziehungsweise Brotpreisen besteht.

Diesen Aufgaben stehen allerdings die Agrarparteien in der Tschechoslowakei mit Unverständnis gegenüber. Sie kennen nur ein einziges Mittel, den Landwirten zu helfen, indem sie die Zölle zu erhöhen wünschen, was aber eine namhafte Erhöhung der Brotpreise und Getreidepreise nach sich ziehen müßte. Die Agrarier mühten sich einmal die Frage vorlegen, wie man den Landwirten helfen kann, ohne daß der Konsument geschädigt wird, wie man eine vernünftige Wirtschaftspolitik im Interesse der Förderung der Landwirtschaft macht, ohne den Industrietat zu gefährden. Leider gibt es bisher nur wenige solcher agrarischer Politiker, die sich in der Richtung äußern. Wenn man von der seinerzeitigen Rede des Vizepräsidenten des tschechischen Landeskulturrates Slavik, der es übrigens für notwendig befunden hat, später seine Rede abzuschwächen, absieht, gibt es wenige Menschen in den Agrarparteien, die mit den alten primitiven, überlebten, wirkungslosen Methoden der Agrarpolitik brechen wollen. Die deutsche Sozialdemokratie hat bereits durch den Mund ihrer Redner in der Agrarenquete vom 23. Oktober einige positive Vorschläge gemacht, zu denen sich die Herren von der Agrarpartei äußern müßten.

Die Sozialdemokratie ist bereit, alle Maßnahmen, die zur Befundung der Verhältnisse in der Landwirtschaft beitragen könnten, zu unterstützen, allerdings mühten die Herren aus dem anderen Lager verstehen, daß dabei die Interessen der arbeitenden Klasse nicht preisgegeben werden können. C. St.

Kommunistische Hege.

Der „Bund proletarischer Freidenker“ an der Reise.

Die kommunistische Presse, voran der Reichshenberger „Vorwärts“, reißt sich wieder einmal am „Bund der proletarischen Freidenker“, Sitz Bodenbach.

Unter dem schreienden Haupttitel „Wohin geht die Reise?“ antwortet der „Vorwärts“ vom 20. November in den Untertiteln „... Die Einheitsfront Schweichhart - Hartwig - Lebenshart geht zur Offensive gegen die revolutionäre marxistische Opposition über...“ Was ist Schreckliches geschehen, daß der „Vorwärts“ die weitere Frage aufwerfen kann: „Soll der „Bund proletarischer Freidenker“ in ein Anhängel des Sozialfaszismus und der Pfaffensozialisten verwandelt werden?“ Nun, nichts weiter, als daß im „Freien Gedanken“, dem Organ des „Bundes proletarischer Freidenker“, zwei Mitarbeiter (Wolfgang und Hartwig) zur Frage des religiösen Sozialismus Stellung nahmen. Die Bundesleitung selbst hat sich dazu überhaupt noch nicht geäußert. Sowohl Wolfgang als Hartwig bemühten sich, die Triebkräfte des in letzter Zeit in Deutschland und Oesterreich in Erscheinung getretenen religiösen Sozialismus zu ergründen und die Frage zu beantworten, wie man die religiösen Sozialisten vom sozialistischen Standpunkte aus behandeln soll.

Der „Vorwärts“ macht sich die Sache sehr leicht: ihm ist der religiöse Sozialismus lediglich ein „koffinierter Schwindel“. Statt ihn zu bekämpfen, rüthte Hartwig vor dem „katholischen“ Sozialismus der Otto Bauer u. Co. bereits auf dem Bauche. Er (Hartwig) wollte den unerbittlichen Kampf der proletarischen Freidenker „des mit der Kirche auf Gedeih und Verderb verbundenen Sozialfaszismus abzwängen“.

An diesem lieblichen Tone gehts weiter. Die Feststellung kommunistischer Freidenker in Preßburg, im „F. G.“, daß kommunistische Funktionäre in wiederholten Fällen nach dem Worte handelten „Religion ist Privatsache“, d. h. beichteten und von Priestern zu Grabe geleitet wurden, erregt gleichfalls den Unwillen der kommunistischen Presse. Der „Vorwärts“ orakelt: „Die proletarischen Freidenker müssen sich über die Bedeutung dieser neuen Offensive der Einheitsfront „Schweichhart - Hartwig - Lebenshart“ gegen die revolutionäre Opposition im Klaren sein.“ Zum Schluß werden in Preßburg die Bundesgruppen aufgefordert, sofort Stellung zu nehmen zur Spaltungs-offensive der vereinigten Sozialfaszisten, linken Reformisten und Liquidatoren. Der Sinn der Offensive sei, alle revolutionären Elemente aus dem Bund zu entfernen und denselben „in ein Instrument der kulturellen Reaktionären Politik der kommenden sozialfaszistischen Regierung“ zu verwandeln. Abgesehen davon, daß Hartwig ausdrücklich den religiösen Sozialismus als utopistisch bezeichnet, ihn vormarginalistisch nennt, also nicht vor ihm auf dem Bauche rüthet, überfieht die kommunistische Presse absichtlich, daß es sich um einfache Diskussionsartikel handelt und Genosse Adolf Reigner im „F. G.“ ausdrücklich gegen den religiösen Sozialismus Stellung nimmt.

Das Ganze ist also direkt bei den Saaten herbeigezogen. Die kommunistischen Herrschaften, die auf politischem und gewerkschaftlichem Gebiete Mißerfolg über Mißerfolg einheimen, suchen eine neue Gelegenheit, ihre „revolutionäre“ Tätigkeit aufzurichten im Kampfe gegen — die Sozialdemokraten. Diesmal soll der „Bund der proletarischen Freidenker“ den Zummelplatz für kommunistische Heldentaten abgeben. Die große Mehrheit der Bundesmitglieder wird für derlei durchsichtige Manöver kaum das genügende Verständnis finden und unbeirrt um die kommunistische Hege den erfolgreichen Kampf gegen die Reaktion fortsetzen. F. Sch.

Der Mehlwurm.

Von Klara Knobloch. (Schluß.)

Die Unterhaltung mit ihr war etwas mühselig, weil sie sehr schwerhörig ist, und ich ging deshalb gleich wieder, nachdem ich herausgebracht hatte, daß mein Freund nicht mehr bei ihr wohnte.

„Breitestraße 43!“ rief sie mir noch einmal nach, als ich schon eine halbe Treppe tiefer war.

Ich wußte selbst nicht, warum ich es tat, aber ich lenkte meine Schritte in die Breitestraße.

Das fünfte Haus auf der linken Seite trug die Nummer 43, wie mich ein Blick nach oben belehrte. Aber was war denn das?

Ueber der Hausnummer prunkte ein dickes Glaschild, das fast die ganze Länge des Hauses einnahm:

Heinrich Schaumschläger & Co. Mehlwürmer eu. gros.

Ich trat ins Haus. Da kam der uniformierte Portier aus seiner Loge und fragte nach meinem Begehre. Als ich ihm gesagt hatte, daß ich zu Herrn Schaumschläger wollte, drückte er auf einen elektrischen Knopf, worauf ein junger Mann aus der Nebentür trat und mich in ein kleines Wartezimmer im Erdgeschoß führte.

„In welcher Angelegenheit wünschen Sie Herrn Schaumschläger zu sprechen?“

„In persönlicher.“ stammelte ich wie ein Schuljunge.

„Wen darf ich melden?“

„Ich nannte ihm meinen Namen und der junge Mann verschwand. Nach einer Weile kam er zurück.“

„Herr Schaumschläger läßt bitten!“

Ein Fahrstuhl brachte uns in das erste Stockwerk, und ich wurde dann durch einige Bürostimmer geführt, in denen die Schreibmaschinen klapperten und emsige Feder über das Papier flogen. Dann kamen wir durch einen kleinen Gang zu einer Tür, auf der ich das Wort „Privat-Kontor“ lesen konnte. Der junge Mann öffnete mir zuvorkommend die Tür und ich stand meinem Freunde Heinrich Schaumschläger gegenüber.

„Menschenskind, Max, wo kommst du her?“ rief er und streckte mir beide Hände entgegen.

Ohne meine Antwort abzuwarten, zog er mich gleich weiter ins Zimmer hinein und drückte mich in einen bequemen Klubessel.

„Guten Tag, Heinrich!“ sagte ich.

„Guten Tag, Max! — Na so eine Ueber-raschung! Warum hast du denn so lange nichts von dir hören lassen? Wo wartest du die ganze Zeit? Was machst du jetzt? Schreibst du noch immer Feuilletons?“

So ging es fort; ich kam gar nicht zur Besinnung (die hatte ich übrigens vor dem Hause beim Anblick des dicken Glaschildes schon verloren).

Das Gesicht, mit dem ich in dem elegant eingerichteten Herrenzimmer umherglockte, muß

nicht sehr geistreich gewesen sein. Es fiel meinem Freund schließlich wohl doch auf, denn er unterbrach seinen Redestrom plötzlich durch die Frage: „Wußtest du denn überhaupt, was aus mir geworden ist?“

„Keine Ahnung hatte ich! Aber wie konnst du denn zu den Mehlwürmern?“

Er lachte leise in sich hinein.

„Bestimmst du dich noch auf den Mehlwurm, den ich dir seinerzeit mal auf die Bude brachte? Das war der Grundstein zu meinem Vermögen. Ich legte mir doch — vielleicht denkst du noch daran? — eine Mehlwurmwirtschaft an (da fällt mir übrigens ein, daß ich dir noch 75 Pfennige schulde; ich will sofort anordnen, daß man sie dir an der Kasse auszahlt!). Wie gesagt, ich legte mir die Mehlwurmwirtschaft an, um den Mehlwurm zu studieren. Die Zucht gedieh ganz außerordentlich, na — und als meine Frau die Sache erst in die Hand nahm, da wurde bald ein kleines Geschäft daraus, und das hat sich im Laufe der Zeit zu dem entwickelt, was du hier siehst.“

„Du bist verheiratet?“ fragte ich überrascht.

„Seit wann denn?“

„Seit vier Jahren schon. Hier, das ist meine Frau!“

Er reichte mir eine eingerahmte Photographie herüber, die auf seinem Schreibtisch stand.

Es war ein erschreckend energisch aussehendes Gesicht mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen. Eine dunkle Ahnung stieg in mir auf. „Das ist doch nicht etwa — — das reizendste, das holdseligste Geschöpf von der ganzen Welt?“ fragte ich unsicher.

Er lächelte ein bißchen verlegen und nickte mit dem Kopfe, wobei er angelegentlich seine Fingernägel betrachtete.

In dem Augenblick erklang draußen im Gang ein fester Schritt und eine energische Stimme.

Mein Freund Heinrich Schaumschläger fuhr sichtlich zusammen, ließ einen rasch prüfenden Blick über das Zimmer und seinen Anzug gleiten und setzte sich in Positur.

Dann ging die Tür auf und eine stattliche Dame stand im Zimmer, die mit durchdringenden Kohlenaugen eine kurze, aber kritische Revision absah.

Mein Freund war aufgestanden und machte mich mit seiner Frau bekannt. Sein Redestrom war plötzlich verstiegt. Auch ich getraute mich nicht recht zu reden; Frau Schaumschläger hatte etwas an sich, was den Atem benahm.

Trotzdem schien es, als hätte ich Gnade gefunden vor ihren schwarzen Glutaugen, denn sie lud mich im Laufe der etwas mühseligen Unterhaltung zum Abendessen ein. Prompt wie ein Echo wiederholte mein Freund diese Einladung und warf dann einen ängstlichen Seitenblick auf seine bessere Hälfte, was er übrigens nach jedem Satz tat, den er sprach. Er schien es aber diesmal recht gemacht zu haben, denn seine Frau verzog keine Miene.

Ich sagte, daß ich zu meinem größten Bedauern die freundliche Einladung nicht annehmen könne, weil ich schon anderweitig für den Abend vergeben wäre. Aber das war eine ganz infame Lüge, denn — es mag zwar nicht ehrenvoll für mich sein, aber wahr ist es — ich hatte einfach Angst vor ihr — — ich auch.

Die prügelnden „Musenöhne“.

Wie das Blatt der Nationalsozialisten die Studentenkravalle sieht.

Das sich die Presse der Nationalsozialisten zu den Blattenbrüdern bekannt hat, die mit dem Knüttel in der Hand die Hochschulkrise lösen, wurde schon erwähnt. Der „Tag“ widmet aber den Kravallen noch ein Nachwort, in dem mancherlei zu lesen ist, was einer breiteren Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten sei. Da heißt es:

„Im Hause der ‚Germania‘ sieht wieder friedlich aus. Während der letzten Tage war das Bild des Studentenhanfes in der Krafauergasse ein ganz eigenartiges gewesen. Das hier der Sammelplatz der völkischen Hochschülerchaft besteht, wurde einem dringlicher als sonst vor Augen geführt. Das schmale vierstöckige Haus bot ein außerordentlich lebhaftes Bild. In vergangenen Tagen, da die deutsche Studentenschaft noch froh und frei die bunten Farben tragen konnte, zu denen sie sich bekannte, wäre das Bild noch malerischer gewesen. Schon auf dem Gehsteige vor dem Studentenhanf sah man eine Menge junger Musenöhne. Aber in den Gängen und auf den Stiegen wäre die Ansammlung bisweilen fast unheimlich gewesen, wenn nicht musterhafte Ordnung und Manneszucht geherrscht hätten. Es war eine Freude zu sehen, wie die temperamentvolle studentische Jugend, die in Prag doch wahrlich viel Wasser in den schäumenden Becher akademischer Freiheit tun muß, und auch jetzt wieder erfährt, daß das staatliche Wohlwollen gegen sie ein sehr begrenztes ist, wie diese temperamentvolle Jugend doch trotz allem Selbstbeherrschung zu üben weiß.“

Erfreulich, daß sie wenigstens in ihrem Hause Selbstbeherrschung übt! In gestritten Kreisen legt man freilich größeren Wert darauf, Selbstbeherrschung und anständiges Benehmen im fremden Hause zu wahren, aber das heißt eben von den Musenöhnen zu viel verlangen. Daß die Verdünnung des schäumenden Freudenbeckers durch Wasser die Gefahren erhöht, wußten wir nicht. Wir führten manche Temperamentsausbrüche eher auf den Genuß des ungewässerten Alkohols zurück, der als alleiniger Ertrag der verschwundenen Farbenpracht übrig blieb.

Die Manneszucht war also gut, das Bild eigenartig, wie wohl nicht so bunt, als es ein Nationalsozialist für nötig hält. Vor dem Hause stand Polizei,

... aber diese Vorsicht erschien überflüssig. Die jungen Leute, die ihrem Führer lautlos zugehört hatten, vor denen eben noch Gegenstände verhandelt worden waren, die ihre Gemüter erwärmen aber auch erregen mußten, gingen still und ernst nach Hause. Aber schon am nächsten Morgen fanden sie sich pflichtgemäß wieder ein, um den Weisungen ihrer Führer pünktlich nachzukommen. Und keiner verzagte! Durch alle Beratungen und Reden, die wir hörten, zog sich die ernste Mahnung, unter allen Umständen die Ruhe und Befehlsfähigkeit zu bewahren und den fremden Störenfriedern mit fester Gelassenheit zu begegnen.“

Die ernste Mahnung scheint sich nur soweit gezogen zu haben, als die Blicke der Polizei reichten, denn am Albertod war es mit der Gelassenheit der Krafauergasse vorbei. Der „Tag“ findet freilich angelegentlich des Widerstandes, den die Blüte der Nation bei der demokratischen Presse Prags fand, die sich in „Schmäuhungen der jungen deutschen Studenten“ erging.

„Daß diese, selbst wo es zu bedauerlichen körperlichen Auseinandersetzungen kam, nur in schwergereiztem Zustande zur Notwehr griffen, daß fremdvölkische Elemente eine unerträgliche Annäherung zur Schau stellten, daß jene unentwegte Demokratienpresse nicht an, die in völkischer Treue und Gesinnung ein todeswürdiges Verbrechen sieht. Man möge draußen in der Provinz, deren Stolz und Liebe die junge deutsche Hochschülerchaft ist, nicht vergessen, unter wela unerhörte schwierigen Bedingungen die jungen Leute in Prag ihrer wissenschaftlichen Arbeit nachgehen müssen.“

Ohne einen Kreuzer Gold prügeln zu müssen, während die Heimwehrbrüder in Oesterreich fünf Schilling pro Ausrückung beziehen! Wenn dann einer des jüdischen Kollegen ansichtig wird und in der Notwehr zum Schlaggring greift, dann reizt eben die straffe Manneszucht und es kommt zu Szenen, die doch leicht zu verhindern wären, wenn die Juden von vornherein auf den Besuch der Kollegien verzichteten und sich mit der Bezahlung der höheren Ausländerabgaben begnügten! Man fördere die wissenschaftliche Arbeit der Musenöhne wenigstens, indem man ihnen kostenlos Toiletteartikel zur Verfügung stellt! Ein Glück, daß wenigstens die akademischen Behörden ein Einsehen haben:

„Nicht unerwähnt soll hier die wacker Haltung der beiden deutschen Rektoren bleiben. Besonders Prof. Raegle hat ein warmes Verständnis für seine jungen akademischen Mitbürger bezeugt. Daß die Haltung der wehrhaften Körperschaften eine stramme Pflichterziehung auch hier wieder bewies, sei gleichfalls anerkennend her-

Rücktritt des belgischen Kabinetts.

Die Blamierung der Center Universität als Zantafel.

Brüssel, 26. November. Ministerpräsident Jaspars begab sich heute vormittags ins Schloss, um dem König das Rücktrittsgesuch des Gesamtkabinetts zu überreichen. Der König hat das Rücktrittsgesuch angenommen und die Minister mit der vorläufigen Weiterführung der laufenden Geschäfte betraut. Der König wird erst morgen vormittags seine Besprechungen über die Bildung eines neuen Kabinetts beginnen.

Der Rücktrittsbeschluss des Kabinetts Jaspars ist für die Öffentlichkeit überraschend gekommen. Vor wenigen Tagen schien es, als ob die Frage der Blamierung der bisher zweisprachigen Universität Gent in der Form, in der sie Jaspars vorschlug, auch die Zustimmung der Liberalen finden würde. In einer Sitzung der liberalen Minister am heutigen Vormittag stellte es sich jedoch auf Grund des genauen Programms Jaspars heraus, daß die Zugeständnisse an die französisch-sprechenden Teile der Bevölkerung nicht ausreichen, um die Liberalen zu befriedigen.

Ministerpräsident Jaspars erklärte Pressevertretern, daß er sich persönlich verpflichtet

hat habe, die Sprachnovelle morgen vorzulegen, und daß er also zurücktreten müsse, da er seine Verpflichtung nicht erfüllen könne.

Die Liberalen hatten gefordert, daß der Regierungsentwurf, der die Verblämung der Center Universität zum Gegenstande hatte, die Möglichkeit einer ganzen Reihe von unobligaten Vorträgen in französischer Sprache offen lasse, um der Verblämung der Center Universität eine der französischen Kultur feindliche Tendenz in Flandern zu nehmen. Andererseits forderten die Liberalen die Gewährleistung der französischen Sprache als Unterrichtssprache an den Volks- und Mittelschulen. Die liberalen Minister hatten ursprünglich zu dem Regierungsentwurf, den Jaspars ausarbeitete, ihre Zustimmung gegeben. In den letzten Tagen erhielten sie jedoch von einer ganzen Reihe von Provinzorganisationen ihrer Partei Mitteilungen, daß diese damit nicht einverstanden seien, worauf sie ihre Haltung änderten.

vorgehoben. Ebenso aber standen die Angehörigen des nationalsozialistischen Studentenbundes, die Mitglieder der wissenschaftlichen Körperschaften und schließlich auch der Hinkenschaft treu zur Sache.“

Der Rägle als katholischer Priester steht natürlich treu zur Sache, wo die Musenöhne in der Notwehr zum Knüttel greifen, genau so wie Seipel treu zur Heimwehfrage steht, wenn die Hahnenstanzler in Notwehr Arbeiterkinder erschließen. Daß der nationalsozialistische Studentenbund der Standaalwader war, haben wir von allem Anfang vermutet. Ob die nationalsozialistischen Arbeiter aber in der Betätigung ihrer studentischen Avantgarde just den „sozialistischen“ Zug erkennen, sei dahingestellt.

Applets Regime.

Uns wird geschrieben: Es wurde schon seinerzeit in den Tagesblättern darauf hingewiesen, welcher Sunst sich die Übungsschullehrer in der 2. Sektion des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur erfreuen. Die Herren dieser Sektion haben sich im Schulministerium etabliert, damit sie die Übungsschullehrer um alle Rechte bringen, was sie auch systematisch durchführten. Die Krone ihres Sieges erreichten sie im Gehaltsgesetz, als sie die Übungsschullehrer — die einzigen von den Staatsangestellten — aus dem Gesetze für Staatsbeamte ausschied.

Die Übungsschullehrer bemühten sich aus allen Kräften, die Herren der genannten Sektion von der Wichtigkeit der Übungsschule und der endlichen ordentlichen Regelung der Rechtsfrage der Übungsschullehrer zu überzeugen. Ohne diese Regelung kann man sich die weitere Entwicklung der Übungsschule und ein ruhiges Arbeiten an dieser Schule nicht vorstellen. Leider geschah gar nichts, im Gegenteil, man strebte noch eine Verschlechterung der bisherigen Stellung an. Ungezählte Memoranden legten die Herren tief ins Fach ihrer Schreibtische oder auch anderswohin. Sie erachteten es nicht für notwendig, in den 10 Jahren des Bestandes der Republik sich die Lehrerbildungsanstalten und damit auch die Übungsschulen anzuschauen. Für die Übungsschullehrer hatten sie nur erhabene Phrasen. Unter solchen Umständen verurteilten sie die Übungsschullehrer, ohne sie je bei ihrer Arbeit gesehen zu haben. In ihrer „sachmännischen“ Erhabenheit entwarfen sie den Text des Gesetzes (§ 13), wiewohl es von vielen dieser Herren gut bekannt ist, daß sie sich an der Mittelschule kaum „umgedreht“ haben. Nun behaupten die Herren, nachdem sie vergessen haben, was sie seinerzeit den Deputationen sagten, daß sie das Gesetz nicht gemacht hätten! Das ist ja klar, aber die Entwürfe haben die Herren eingeschickt und damit auch das Veto. Erst als sie in den Zeitungen angefaßt wurden, daß sie nicht objektiv gegen die Übungsschullehrer vorgehen, „guckten“ sie auf höheren Wink nach 10 Jahren auch in die Übungsschule.

Die Übungsschullehrer wollen keine Barmherzigkeit, sondern eine gerechte Beurteilung und Honorierung ihrer Arbeit. Von dem Regime Applets — dem pseudodemokratischen Regime, bei dem der „Mensch“ erst mit dem Ministerialrat beginnt — haben sie eine Objektivität nie zu erwarten. Spott, Bosheit, Drohung mit Protokollaufnahme bei den Audienzen und schließlich Disziplinäruntersuchungen wegen Zeitungsartikeln sind entschieden schlechte Ueberzeugungsargumente. Sie geben sich aber einem schweren Irrtum hin, wenn sie meinen, daß dies Mittel dazu sind, die Übungsschullehrer mundtot zu machen.

Zimmer haben sich als schlechte Generale die gezeigt, welche die Kraft und Geschicklichkeit auch eines kleinen Gegners unterschätzten. Das Schicksal solcher ausgezeichneten „Generale“ könnte den Herren der 2. Sektion gut bekannt sein. Es muß auch einmal die Restriktion solcher „Schulbürokraten“ kommen, die übermäßig sind von Standeshass gegen die Lehrerschaft. Beseitigt das Regime Applets und erseht die verantwortlichen Faktoren dieser Sektion durch objektive Juristen.

Die Lage in Spanien.

Paris, Mitte November 1929.

Je länger die Diktatur in Spanien dauert, desto einsamer wird es um den spanischen Diktator Primo de Rivera. Sein Versuch, die reaktionäre Verfassung von 1876 durch eine neue noch rückschrittlichere Verfassung zu ersetzen und zwischen die ohnehin nur aus Regierungsanhängern zusammengesetzte Einheitskammer und dem König einen besonderen Kronrat, einen Herd der übelsten Hofintrigen, einzuschleiben, ist völlig gescheitert. Seine letzten Freunde verlassen den Diktator.

Ursprünglich, ja noch im vorigen Monat beabsichtigte Primo de Rivera, daß in der jetzigen unsrigen Nationalversammlung das Regierungsprojekt einer Neuzusammensetzung des Parlaments bis zum Juli nächsten Jahres besprochen werden sollte. Im August, September und Oktober 1930 sollte dann die Regierung das endgültige Verfassungsprojekt ausarbeiten und es dann im November einer Volksabstimmung unterwerfen. Darauf hätten die Gemeindevahlen stattzufinden, dann die Provinzialwahlen und schließlich nach einem weiteren Monat allgemeine Wahlen. Für den April 1931 versprach Primo de Rivera seine endgültige Abdankung.

Vorsichtshalber fügte der spanische Diktator bei der Bekanntgabe dieses Programms ausdrücklich hinzu, daß die Pressezensur vor April 1931 keinesfalls aufgehoben werden könne, daß also auch sämtliche Wahlen während der Zensurzeit stattzufinden hätten, ja, die Zeitungen dürften nicht einmal die Reden veröffentlichen, welche über das neue Verfassungsprojekt „öffentlich“ vor der Nationalversammlung gehalten werden. Der konservative Führer Yugallal und der Reformist Melquiesdes Alvarez erklärten von vornherein, daß sie einzig deshalb Primo de Riveras Angebot, in die Nationalversammlung einzuziehen, ablehnen müßten.

Seitdem Ende August die spanische sozialistische Partei zusammen mit den Gewerkschaften es abgelehnt hat, fünf Parteigenossen in die neue Nationalversammlung zu delegieren, wie Primo de Rivera es vorgeschlagen hatte, erkannte der Diktator, daß sein schönster Traum einer politischen Einheitsfront in Spanien, die von den Sozialisten bis zu den eifrigsten Monarchisten hätte gehen sollen, völlig zu nichte wurde. Indessen hat er weiterhin Absage auf Absage erhalten. Jetzt ist er bereits gezwungen, sowohl auf die Neuwahlen, wie auf die Volksabstimmung, wie auf die Verfassungsänderung zu verzichten. Ja, auf Grund des Ministerrats vom 4. November erklärte er sogar bereits, daß er nicht einmal die jetzige Nationalversammlung mehr einberufen werde. Sie ist einfach auf unbestimmte Zeit verlagert.

Durch diesen neuen Willkürakt hat sich die spanische Regierung ihre letzten Sympathien sogar bei den Konservativen verlohren. Gleichzeitig damit hat sie die Opposition im Lande wieder etwas aufgeweckt. Der Graf de Romanones, der Führer der Liberalen, der persönlich dazu neigte, einen Sitz in der neuen Einheitskammer später anzunehmen, hat in ganz Spanien alle liberalen Komitees, angeblich 4000, nach ihrer Ansicht gefragt, jedoch die widersprechendsten Antworten erhalten. Romanones selbst schreibt augenblicklich den dritten Band seiner Memoiren. Er hat eben mit einem Madrider Verlag einen Kontrakt für die Herausgabe einer „Geschichte der Herrschaft Alfonso XIII.“ abgeschlossen.

Die spanischen Einheitsdemokraten gehen noch immer nicht zu einer lärmenden Opposition über. Vor einigen Tagen hatten sie ihren Parteitag in Barcelona, wo ihr Führer Alejandro Lerroux „Ruhe und Besonnenheit“ empfohlen hatte. Das bedeutet eine Absage an diejenigen, die einen gewaltsamen Umsturz der spanischen Diktatur wünschten. Auch die Konservativen wollen natürlich eine Änderung der Verhältnisse ohne einen neuen Gewaltstreich, aber sie sind sich uneinig über Mittel und Ziel der Änderung. Wird der konservative Sanchez Guerra, dessen Freispruch durch ein Kriegsgericht jetzt endlich befristet wurde, abermals einen offenen Aufruf veröffentlichen? Nichts vermag die Stellung Primo de Riveras so zu festigen, als die Uneinigkeit und Unentschlossenheit im Lager der Opposition.

Rurt Lenz.

Tagesneuigkeiten.

Die Glarzeren.

Es lebte da irgendwo ein Mann, der war bekannt für sein gutes Bettgeschwinnigen. Wenn er den Stiel zwei, dreimal um den Kopf gewirbelt hatte und dann die Schmirlospfeifen ließ, so fiel etwas Lebendiges um und hielt den Atem an für immer. Und der Mann war mächtig stolz auf seine Kunststücke und zeigte sie jedem, der nur wollte.

So fuhr er eines Tages von seinem Hof zur Stadt, seinen jüngsten Sohn bei sich, als ein Frosch in ungefügen Sprüngen über den Weg hüpfte.

„Vater, ein Frosch! Werdet Ihr den wohl treffen?“

„Selbstverständlich!“ sagte der Mann, und schon klappte die Peitsche und klatschte auf, und der Frosch war gewesen.

Die beiden fuhrten weiter. Da flatterte ein bunter Schmetterling neben dem Wagen her.

„Vater, ein Schmetterling! Würdet Ihr diesen wohl treffen?“

„Selbstverständlich!“ sagte der Mann, ließ die Peitsche sinken und spaltete den Falter mitten durch, so daß die beiden auseinandergetrennten Schmetterlingsflügel wie welke Blätter zu Boden trudelten.

So mußte diesen Morgen auf der Fahrt zur Stadt noch manches ahnungslose Geschöpf an die Peitschenstübe des Mannes glauben: eine Maus, die den Kopf aus dem Loch steckte; eine Eidechse, die sich auf einem Randstein sonnte; ein Rabe, der dicht über ihm die schwarzen Flügel schwang. Der Junge auf dem Wagen kam aus dem Staunen über seines Vaters mörderische Geschicklichkeit nicht mehr heraus.

Jetzt fuhrten sie an einem Bauernhof vorbei. Neben dem Hof war ein Garten, mit Blumen vollgeblüht bis zum Rand, und darin ein Bienenstand, aus dem gerade ein Immenschwarm summte.

„Vater, die Bienen!“ schrie der Junge. „Die vielen Bienen! Haut da mal rein mit der Peitsche!“

Da hob der Mann seine Hand mit dem Peitschenstiel, aber nicht zum Zubauen, sondern nur, um sich damit nachdenklich hinter seinem Fuhrmannsohr zu kratzen und, zu seinem schlagvereiserten Jungen gewendet, der auf das Zubauen wartete, sagte er:

„Nec, mein Jung, hier lieber nicht. Da könnt' es mir schlecht bekommen, die Luder sind nämlich organisiert!“

21 Verletzte im Essener Krankenhaus.

Der Zustand zweier Verletzter bedenklich.

Essen, 26. November. Der Zustand der nach dem geistigen Explosionsunglück auf dem Weberplatz in die Essener Krankenanstalten eingelieferten 21 Verletzten ist, bis auf zwei, zufriedenstellend. Der Inhaber des Hauswirtschafts-Geschäftes in dem Unglückshause liegt bedenklich darnieder; seinem Sohne mußten beide Beine abgenommen werden. Die Ursache des Unglücks konnte noch immer nicht aufgeklärt werden.

In Düsseldorf nichts Neues.

Düsseldorf, 26. November. Wie die Pressestelle des Polizeipräsidiums mitteilt, lassen sich die in der Morbaffäre gegen Stelzer erhobenen Verdachtsmomente nicht aufrecht erhalten. Stelzer, der als Täter für die Düsseldorfser Morde also nicht mehr in Betracht kommt, wurde der Weimarer Polizeiverwaltung überwiesen, die ihn durch den Kreisarzt untersuchen ließ. Dieser ordnete die Ueberführung Stelzers in eine Heilanstalt an, wo er auf seinen Geisteszustand beobachtet werden soll.

Schreckensnacht einer Schiffbefahrung.

London, 26. November. Das Schicksal der 30 Mann starken Besatzung des gestern am Woodhead Point (starke südliche Spitze der St. Brides-Bucht in der Grafschaft Pembroke) gestrandeten Dampfers „Molesey“ ist noch ungewiß. Der Dampfer „Molesey“ ist noch ungewiß. Der fast ganz zertrümmert, die Besatzung war aber noch an Bord, da mehrere Verletzte, sie zu retten, fehlgeschlagen waren. Seitdem hat man von ihr nichts mehr gehört. Ein Zerstörer ist von Queenstown zu Hilfe entsandt worden. — Nach einer späteren Meldung sind der Kapitän und 28 Ueberlebende gerettet worden, während sieben Mann der Besatzung und die Frau des ersten Offiziers vermißt werden. Man befürchtet, daß sie von den Wellen über Bord gespült worden sind. Der Dampfer selber dürfte völlig verloren sein.

Eine auffecherregende Verhaftung erfolgte in Haïda. Samstag wurde plötzlich der Rechtsanwält Dr. Ferdinand Bub von der Gendarmerie in das Kreisgerichtsgefängnis von Böhm. Leipa gebracht. Er soll als Waffenverwalter der in Konkurs geratenen Glasfabrik Anspel in Falkenau über 50.000 K. (Lohnforderungen der Arbeiterschaft) unter sich haben.

Raffeneinbruch. In Doborn bei Böhm. Leipa drangen bisher unbekannt Diebe in die Reißweilfabrik ein, erbrachen den Geldschrank und raubten über 30.000 K. Die Kasse ist versichert; die Einleger erleiden keinen Schaden.

Der Troglodyt ergreift das Wort. Die Redaktion des „Sozialdemokraten“ erzieht dieser Tage eine Korrespondenzkarte folgenden Inhalts:

Hunderttümiges deutsches Prag,
am 23. Abilung 2012 nach Korojs.
Lieber Sozialdemokrat!

Nachdem nun, da taishche Ordnung sein muß, das mit Kiesen, Unholden- und Indenblut geerbete Schwert wieder in seine deutscharische Scheide gestekt werden mußte und wir, Botanik sieggewohnte Schar, wieder beim sonnabendlichen Geschäft des Metzkranks im uralte beiligen Kreise lagern und uns nicht einmal die heiteren Seiten unserer netto Cassa gelieferter Weltanschauung zu teutonischem Grinsen brachten, danken wir politischen Kinder Dir, lieber, alter und getreuer Sozialdemokrat dafür, daß Du uns mit Deinem Leitartikel „Die alte Berufsämterlichkeit“ aus Nr. 272 vom letzten Donnerstag so schön aus der Fatsche halst!

Die Prager Teutonen.

Um Veröffentlichung dieser Zeilen in Deinem Blatte wird gebeten!

Salve!

Wo sind die, die vom breiten Stein nicht wanken und nicht wichen! Jetzt lassen sie sich zu dem ungewohnten und im Grunde jüdischen Geschäft des Schreibens verleiten. Daß sie zu tief in die Metkanne gestiegen seien, ist eine saule Ausrede. Der echte Durch von teutschem Schrot und Korn wird sich im tiefsten Saff nicht soweit vergessen, zur Feder zu greifen und sich zum Gespött der WC-Schüler zu machen!

Niemandsländ. Man würde es kaum für möglich halten, daß es auf unserem Erdball — abgesehen von der Polarzone — noch ein Stück Land gibt, das niemandem gehört, besonders nach den Friedensverträgen von Versailles, Saint-Germain usw., in denen die Erde gewissenhaft und bis auf weiteres endgültig zerlegt und aufgeteilt worden ist. Und selbst zugegeben, daß den hohen vertragsstiftenden Mächten bei den letzten und vorübergehenden Friedens-, Kriegs-, Schieds- und sonstigen Verträgen ein oder der andere entlegene Erdwinkel entgangen sein könnte, so ist es doch schwer vorstellbar, daß auf dem europäischen Kontinent herrenloses Land existiert. Und doch ist es so, und dazu noch an einer ziemlich verkehrsreichen Stelle Europas, nämlich auf dem Simplonexpress befahrenen Bahnstrecke zwischen Jariobrod und Dragoman. Vor einigen Tagen wurde gemeldet, der Expresszug sei dort auf jugoslawischem Gebiet von Räubern überfallen worden. Die jugoslawische Telegraphenagentur bewilligte sich, richtigzustellen, daß auf jugoslawischem Gebiet kein Ueberfall stattgefunden habe. Da an der Tatsache des Ueberfalls kein Zweifel möglich ist, blieb also nur die Annahme übrig, daß die Räuber, an der Zug überfallen wurde, in Bulgarien liege. Nun wird aber aus Sofia telegraphiert: Die bulgarische Telegraphenagentur erklärt die Nachricht, daß der Orientexpress auf bulgarischem Gebiete überfallen worden sei, als gänzlich erfunden. Das Gebiet, auf dem der Ueberfall sich ereignete, gehört demnach weder Jugoslawien noch Bulgarien, und da kein andres Land in der Nähe ist, hat es das Glück, in keinem Staate zu liegen. Da streiten die Staaten um jeden Fingerbreit Boden, sie führen Kriege, um einander ein Stück Land abzunehmen, und es gibt Landstriche, die niemandem gehören, deren Eigentümer niemand sein will! Die Frage ist nur, ob Jugoslawien und Bulgarien sich auch so uneigennützig zeigen, wenn es sich nicht um die Ablehnung einer Verantwortung, sondern etwa um die Einhebung der Fahrpreise für die herrenlose Strecke handelt.

Wie begegnet die Leipziger Universität dem Raumangel? In der Leipziger Universität 4. B. sind im heutigen Wintersemester mehr als 8000 Hörer immatrikuliert, für die die Universitätsräume bei weitem nicht genügen. Der größte Andrang herrscht bei den philosophischen Vorträgen von Professor Hans Driesch, für dessen Hörer nicht einmal die Universitätsaula genügt. Die Universität traf den Ausweg, daß sie für diese Vorlesungen einen großen städtischen Saal mietete, in dem jetzt die Vorlesungen stattfinden. Ähnlich war es auch bei anderen Vorlesungen. Da wurde der Versuch gemacht, den Vortrag der Professoren von einem Saal in einen anderen mittels Mikrophon zu übertragen, wo die Hörer versammelt waren, die in dem einen Saal keinen Platz fanden. Das Mikrophon fungierte gut, der Versuch gelang und so wird an der Leipziger Universität überall dort, wo der Raum nicht genügt, die Simultanzübertragung der Vorlesungen angewendet.

Massenvergiftung. In der polnischen Pädagogisch-Schule in Wladimir sind 160 Jüglinge der Schule unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Die Untersuchung ergab, daß die Erkrankungen auf den Genuß verfaulten Fleisches zurückzuführen sind. Der Zustand einiger Jüglinge ist sehr ernst.

Trotz Gasmasken erstickt. Wie das „Journal“ aus Metz berichtet, sind zwei Arbeiter und ein Ingenieur beim Reparieren einer unrichtig gewordenen Gasleitung in Keller eines Stahlwerkes trotz ihrer Gasmasken infolge austretender Gase erstickt.

Ueberflutungen in Südwesstengland. Die kalten Regengüsse haben in den verschiedenen Teilen der Grafschaft Monmouthshire in Südwesstengland Ueberflutungen in Wohnungen, Schulen, Kirchen und Fabriken zur Folge gehabt. Eine große Zahl von Vieh ist in den Wäldern umgekommen. In einer Stadt wurde die Gasanstalt überschwemmt, so daß die Gasliefer-

Das Brüsseler Attentat.

Die Persönlichkeit De Rosas.

Von G. E. Modigliani.

Es ist von Interesse, die geistige Persönlichkeit Fernand de Rosas, des Urhebers des Brüsseler Attentats auf den italienischen Kronprinzen, in kurzen Zügen zu skizzieren. Um so mehr als uns gute Gründe zu der Annahme veranlassen, daß sich die gebildete Jugend Italiens nicht mit Absicht von dem jungen Mann, der aus ihren eigenen Reihen hervorgegangen ist, abwenden wird.

De Rosa war nicht arm. Sein Vater, dessen auherbeiliches Kind er war, hatte ihm ein Vermögen von einigen Hunderttausend Lire vermacht. Seine Kindheit und seine Jugend waren infolgedessen sorgenfrei: bis zum dritten Jahr konnte er an der Universität die Vorlesungen der Rechtsfakultät besuchen.

De Rosa hatte sich zunächst der fortschrittlich-liberalen Bewegung, die unter dem Fokisimus Italiens ihren Apostel und Märtyrer in der Person von Pietro Gobetti fand, angeschlossen. Es ist bekannt, daß Gobetti, nachdem er alle möglichen Qualen von Seiten des Fasizismus ertragen hatte, auswandern mußte, denn seine schwer geschädigte Gesundheit gestattete es ihm nicht mehr, in Italien unter den Verhältnissen, die die faszistische Polizei ihm schuf, zu leben. Aber Gobetti hatte zu spät an seine Gesundheit gedacht, er starb 14 Tage nach seiner Ankunft in Paris. Sein Tod hatte eine ungeheure Rückwirkung auf den Geist der Jugend, die ihm folgte, denn alle Welt erfuhr fast mittelbar nachher, daß die Verfolgungen Gobettis von Mussolini selbst gewollt waren. Der Duce hatte den Profekten von Turin schriftlich aufgefodert: „Pietro Gobetti das Leben unmöglich zu machen“.

Der Liberalismus Gobettis stand in keinerlei Gegensatz zum Sozialismus. De Rosa war nicht der einzige, der die sehr natürliche Entwicklung durchgemacht hat, die viele junge italienische Studenten vom „Gobettismus“ zum Sozialismus geführt hat; einem Sozialismus, der danach strebt, der sozialistischen Aktion mehr Tatkraft zu verleihen, durch das Studium der Lehre und der Tagesereignisse realistische Leitfäden herauszuarbeiten. Und als in Italien diese Tendenz Führer fand wie Rosselli und Renzi, zählte De Rosa selbstverständlich zu den ibrigen. Vom Anfang des Jahres 1926 an stand De Rosa an der Spitze der sozialistischen Jugendbewegung der Universität Turin. Seine Tätigkeit und sein Mut wurden durch die bekannten furchtbaren Ausnahmegesetze, die im November 1926 erlassen wurden, nicht berührt. Da er in der sozialistischen Propaganda nicht allein tätig war, ist es uns nicht möglich, Einzelheiten zu berichten. Es genügt, wenn man sagt, daß er vor seiner Abreise aus Italien, die anfangs 1928 stattfand, schon mit der Polizei zu tun gehabt und die italienischen Gefängnisse kennen gelernt hatte.

Im April 1928 erfuhr De Rosa, daß er, obwohl er sein zwanzigstes Altersjahr noch nicht erreicht hatte, für die Verbannung auf „die Inseln“ vorgeschlagen war. Als vertwegener Eskalauer konnte er sich retten. Er überquerte die Alpen auf Ski und die italienische Emigration hatte einen begeisterten Anhänger mehr.

In Italien hatte er der Maximalistischen Partei angehört, er blieb weiter ihr Mitglied in Paris. Er schloß sich jedoch sofort jener Richtung an, die selbst in der Maximalistischen Partei verlangt, daß die unnatürliche Spaltung aufhört und die Einheit des italienischen Sozialismus wieder hergestellt werde. Eine Tätigkeit, die auf die Propaganda unter den Emigranten begrenzt

eingeschränkt werden mußte. In anderen Orten mußte die Arbeit in den Gruben eingestellt werden.

Ein Räuber plündert einen ganzen Expresszug. Ein von New York nach Westen gehender Expresszug der Union Pacific wurde im Staate Wyoming von einem Räuber angehalten. Dieser hatte den Zug durch Forderung der Schienen zu umzulegen gebracht, war dann durch den Zug gegangen und hatte sämtlichen Passagieren die Wertpapiere geraubt. Das Zugpersonal koppelte die Lokomotive los und überbrachte auf ihr die Nachricht von dem Ueberfall, worauf alle verfügbaren Polizeikräfte entsandt wurden, doch war der Räuber bereits entflohen.

Ein guter Fang. Die amerikanischen Küstenwachtschiffe haben den verdächtigen Schonerr „Stormy Petrel“ im New Yorker Hafen in die Enge getrieben und beschlagnahmt. Das Schiff hatte eine Ladung Alkohol im Werte von etwa einer Million Dollar (mehr als 33 Millionen Kronen).

Teuer bezahlte Sensation. In einem Flugzeug, das in einer Höhe von 800 Metern mit einer Geschwindigkeit von 175 Stundenkilometern dahinflug, fand Montag auf dem New Yorker Flughafen eine Trauung statt, die mit dem Fallschirmabprung des Brautpaares und der 12 Hochzeitsgäste ihren Abschluß finden sollte. Die junge Frau, die zuerst absprang, konnte den Fallschirm nicht rechtzeitig aufreihen und stürzte aus einer Höhe von 300 Metern tödlich ab. Auch dem Bräutigam mißglückte der Abprung, so daß er tot liegen blieb. Nachdem der nächste, der absprang, beinahe in einen Zementturm gefallen wäre, verzichteten die übrigen Hochzeitsgäste auf den Abprung.

Ein Dorf durch Feuer zerstört. Am Montag Morgen brach in dem aus 13 Häusern bestehenden Dorf Brunnen bei Landeck in Tirol ein Feuer aus, das sich infolge Wassermangels bald

war, konnte jedoch seinem Drang nach opferreicher Betätigung, die das Hauptcharakteristikum De Rosas war, nicht genügen. Man suchte jemanden, um an Ort und Stelle die Beziehungen zwischen zerstreuten Anhängern in Italien wieder anzuknüpfen: De Rosa bot sich sofort an. Man kann es heute ruhig sagen, daß während einer „Mologen“ Reise De Rosas durch Italien jene Versammlungen einberufen wurden, die zu der bereits veröffentlichten Einigkeitserklärung führten.

Dieses Unternehmen brachte ihm nach seiner Rückkehr den Schimpf und die hasserfülltesten Verleumdungen Angelica Balabanoffs und derer ein, die sie in ihrem schädlichen Bestreben, die Spaltung der italienischen Sozialisten aufrecht zu erhalten, unterstützten. De Rosa war mit solchen Machenschaften schnell fertig; er verdoppelte seine Tätigkeit in den Versammlungen und in der Presse. Die Artikel, die er im „Avvenire del Lavoratore“ in Zürich veröffentlichte, zeigen die geradezu erstaunliche Reife des kaum einundzwanzig Jahre alten Mannes. Kraft und Feinheit sind die hervorstechendsten Qualitäten jener Artikel, die er gegen die Saboteure der sozialistischen Einheit und gegen die Irrtümer und Verleumdungen der Kommunisten veröffentlichte.

Dieser kultivierte Geist, der sich immer mehr in die Lehren und die Taten des demokratischen Sozialismus vertiefte, litt viel mehr, als es den Anschein hatte, an den Nachrichten aus seiner Heimat, die er weit zahlreicher bekam als die übrigen Emigranten.

Allmählich kam er zur Ueberzeugung, daß ein Akt des Protestes notwendig sei. Falsch wäre es aber zu glauben, daß er den Protest irgendwie anders für möglich erachtete, denn als persönliches Opfer. So hat er sich zu dem Beamten geäußert, der ihn in Brüssel befragte und es ist kein Zweifel, daß er das Attentat in der Meinung vollbrachte, es werde ihn sein Leben kosten. Wenig hat auch dazu gefehlt, daß es so gewesen wäre. Die Nachrichten aus Brüssel lassen keinen Zweifel, daß er zwar moralisch aufrecht, physisch aber gebrochen ist. Die Polizisten und die italienischen Fasisten, die sich auf den zarten und kleinen De Rosa stützten, haben ihn buchstäblich mit Füßen getreten. Es steht noch nicht fest, ob er innere Verletzungen aufweist, jedenfalls ist der eine Niedersturz zertrümmert. Was De Rosa nicht gebindert hat, — die ganze Presse hat es berichtet — in seinem Verhör mit der größten Ruhe zu antworten und vor allem zu erklären, daß er niemals daran gedacht habe, seine Flucht nach dem Attentat vorzubereiten, da er von vornherein sein Leben opfern wollte.

Wir wollen es offen sagen: angesichts der Schreckensherrschaft des Fasizismus in Italien, angesichts der stets wiederholten Erklärungen des Duce, daß der Fasizismus vor keiner Gewalttat zurückschreckt, wird die Tat De Rosas, der mehr Entschlossenheit in der Opferung seines Lebens als in der Durchführung des Attentats bewies, zwangsläufig tiefe Rückwirkungen auf die italienische Jugend haben. Das ist, was man auch sagen möge, unlegbare Wahrheit. In manchen italienischen Zeitungen verbergen schon jetzt die Titel der Artikel, in denen De Rosa angeprangert wird, kaum die Sympathie der Berichterstatter, die von der Jugend des Attentäters erzählen. Gewalt erzeugt Gewalt! Diese alte Regel wird neu bestätigt durch das Attentat, für das die Herrschaft des Schreckens und des Blutes, in der Italien erlitt, verantwortlich ist.

über das ganze Dorf verbreitete. 12 Wohnhäuser samt aller Nebengebäude wurden eingeeßert. 18 Familien mit 52 Personen wurden obdachlos. Der größte Teil des Viehes kam in den Flammen um. Ein Kind wird vermisst. Man vermutet Brandstiftung als Ursache des Feuers.

Ueberflutungen in Südalien. In der süditalienischen Provinz Apulien richteten Ueberflutungen, die ungefähr 4000 Hektar unter Wasser setzten, schwere Verwüstungen an. Unter anderem wurde eine Herde von 700 Schafen von den Fluten vernichtet. Eine Eisenbahnstrecke wurde in einer Länge von über 100 Metern fortgeschwemmt. Nach vorläufigen Schätzungen beträgt der Schaden ungefähr 3 Millionen Lire.

Arbeitskonflikt mit tödlichem Ausgang. In einer Fabrik in Skriwan bei Reubidzow machte der Obermaschinenist Slegl dem Schlosser Sojka A. Ausstellungen wegen der Mängel seiner Arbeit. Dieser ergriff in seiner Erregung eine eiserne Stange und schlug damit Slegl auf den Kopf. Slegl fiel nieder. Sojka versetzte noch dem auf dem Boden Liegenden mehrere Fußtritte. Nach der Tat stellte sich Sojka auf der Gendarmeriestation und forderte seine Verhaftung. Dabei erblickte er ein an der Wand hängendes Gewehr, ergriff es und wollte sich erschließen. Er wurde aber überwältigt, verhaftet und dem Bezirksgericht in Reubidzow eingeliefert. Slegl, der tödliche Verletzungen erlitten hatte, ist beim Transport ins Krankenhaus gestorben. Er hinterläßt zwei Söhne. Sojka ist Vater von fünf Kindern.

Im Nebel in den Rhein gefahren. Seit vergangenen Mittwoch wurde ein Auto mit drei Insassen, das abends bei starkem Nebel die Rückreise von Mainz nach Koblenz angetreten hatte, vermisst. Gestern nachmittags fand man an der Aufgestelle der Rheindampfer, ungefähr zehn Meter vom Ufer entfernt, beim Abfuchen des

**Kauft Lose der „Arbeiterfürsorge“
Lotterie. Preis 3 K. Haupttreffer:
ein Stahlhaus.**

Flusses das Auto mit den Leichen der drei Insassen. Man nimmt an, daß das Auto auf der Straße nach Freitweinsheim, die unmittelbar am Rhein endet, im Nebel in den Rhein fuhr.

Strassenbahnkatastrophe bei Athen. Auf dem abschüssigen Gelände vor dem außerhalb gelegenen Stadion verlor ein Strassenbahnwagen die Bremsen, so daß der Zug in den Fluß Jilflos zu stürzen drohte. Infolge einer Panik unter den Fahrgästen wurden mehrere Insassen vom Wagen geschlagen. Sechs Personen kamen ums Leben, zehn wurden schwer und zahlreiche andere leicht verletzt. Dem Zugführer gelang es schließlich doch noch, die Elektrische zum Stehen zu bringen. Er ist seitdem spurlos verschwunden.

Ein ausgehobenes Räuberneß. Die rumänische Gendarmerie im Grenzort Petrovo entdeckte in der Gemeinde Zastovo das Versteck der Räuber Zemenal und Petrocy, die bereits drei Jahre von der Polizei gesucht werden. Der Kommandant der Gendarmeriestation begab sich in die Hütte der Mutter Zemenals und führte dort eine Hausdurchsuchung durch. Hierbei gewahrte er im Nebenzimmer Zemenal, der dort verborgen war und eben mit einem Gendarmerieoffizier auf ihn zielte. Nach einem harten Ringen gelang es Zemenal zu fliehen. Petrocy flüchtete auf tschechoslowakisches Gebiet. In der Hütte wurden so viele von dem Räuber dort versteckte Sachen gefunden, daß einige Wagen mit denselben beladen werden konnten. Alle entwendeten Gegenstände wurden nach der Eisenbahnstation Valea Bisaului auf rumänisches Gebiet geschafft, wohin die Bestohlenen aus dem ganzen Bezirk Kolovo eintreffen, um ihr Hab und Gut in Empfang zu nehmen.

Die Ziege und der Antischimmel. Der Antischimmel hat sich gegen den Unzuchtsparkographen veründigt und noch dazu in dem puritanischen England: er hat sich nämlich mit einer Ziege gepaart. Wirklich, mit einer Ziege! Das kam so: Ein englisches Jüsilierregiment am Rhein hatte während aller der Jahre der Besetzung als „Rasfort“ eine Ziege besessen. Die Ziege nun, ob zugleich mit der Rückkehr des Regiments nach England auch die Einwanderung der Ziege erfolgen dürfte, nimmt in der Londoner „Gazette“ eine ganze Seite ein. Es findet sich da ein „Befehl“, der von dem Landwirtschaftsminister erlassen worden ist, „kraft der Rechte, die ihm durch das Gesetz über die Tierkrankheiten übertragen worden sind“. In diesem Befehl wird nun bestimmt, daß der Ziege zwar die Einwanderung nach England gestattet werde, doch müsse sie sofort nach ihrer Landung vom Mai in die Kaserne der Jüsilier überstellt und dort durch volle achtundzwanzig Tage in einem abgeordneten Raume in Verhaft gehalten werden. Während der Ueberführung vom Mai nach besagten Gebäuden und während der besagten Zeit ihrer Festhaltung dürfen weder andere Tiere noch auch Menschen, mit Ausnahme eines zu ihrer Aufzucht zu bestimmenden und täglich zu desinfizierenden Unteroffiziers, in die Nähe der Ziege kommen, und auch dieser Wärter muß ständig einen Abstand von mindestens drei Schritt einhalten.“ Vorausichtlich dürfte die Ziege vorher an gähnender Langweile verenden. Es ist das Beste, was sie tun kann, damit der Antischimmel ihren Fallstricken ein für allemal entzimme.

Telephongespräche auf einer 220.000 Volt-Leitung. Das Elektrizitätswerk in Köln am Rhein telephoniert mit den ihm angeschlossenen Stationen bis auf die Entfernung von 450 Kilometer auf einem Draht, auf dem der Hochspannungsstrom von 220.000 Volt geführt wird. Es läuft einem geradezu kalt über den Rücken, wenn man bedenkt, daß am Ende des Drahts einer so ungeheuren Spannung, die einen Menschen sofort verbrennen würde, jemand einen kleinen Telephonhörer in die Hand nimmt und ihn ans Ohr legt und daß dieser Strom sein Gespräch überträgt. Es herrscht jedoch vollkommene Sicherheit, denn zwischen dem Telephonmikrophon und der eigentlichen Leitung befindet sich eine Reihe von Kondensatoren, die für den Strom hoher Spannung aber niedriger Frequenz ein unüberwindliches Hindernis bilden. So leitet eine Leitung, die von der holländischen Grenze fast bis nach Tirol geht, nicht bloß elektrischen Strom, sondern dient auch der telephonischen Verständigung zwischen den einzelnen Dienststellen der Elektrizitätswerke.

Vom Rundfunk.
Donnerstag.
Prag: 11.15 Schallplattenmusik, 12.30—13.30 (Sendung nach Wien und Preßburg) Konzert, 16.30 Konzert, 17.25 Deutsche Pressenachrichten, 17.50 Deutsche Sendung, Univ.-Prof. Dr. J. Diczganski. — Wien: Die Sendung zum Kochen in der überbundenen Küche der Gegenwart, 19.05—20.00 Konzert. — Bremen: 11.30 Schallplattenmusik, 16.30—17.35 Konzert, 17.35 Deutsche Pressenachrichten, 17.50 Deutsche Sendung, „Licht“, Schauspiel von Hugo von Hofmannsthal, 19.05 Konzert. — Preßburg: 11.30 Schallplattenmusik, 13.30 Deutsche Pressenachrichten, 19.00—19.30 Konzert, 19.05—20.00 Unterhaltungsmusik. — Nürnberg: 11.30 Schallplattenmusik, 12.30—13.30 Konzert. — Deventer: 19.30 Orgelfonzert, 21.15 Konzert. — Rastatt: 18.45 Stunde der Arbeit, 20.05 Schallplattenmusik, 21.15—21.30 Abendkonzert von Humboldt. — Brüssel: 20.00 Konzert. — Berlin: 20.30 Sinfonievertrag. — Stuttgart: 19.30 Zum 100. Geburtstag von Anton Rubinstein, 20.00 Sinfonievertrag. — Leipzig: 19.00 Wohnungsbau nach dem Krieg, 19.30 Schallplatten, 20.45 Fritz Schulz und die Dresdner Sinfoniestimme. — Weisbaden: 18.45 Stunde der Arbeit, 20.05 Schallplattenmusik, 21.15—21.30 Gutes Deutsch. — Osnabrück: 19.40 Die Frau als Schöpferin des Theaters bei Rindler, 19.55 Das Licht als Zeitsymbol, 20.00 Deutsche Pressenachrichten. — Nürnberg: 18.15 Von deutschen Weibern. — Regensburg: 20.00 Sinfonievertrag. — Wien: 18.05 Die weltanschauliche Bedeutung der Wiener, 21.05 Robert Schumann: „Frauenrecht und Leben“. — Bern: 19.00—19.25 Was die Technik heute bringt, 19.45—21.00 und 21.40—22.00 Orchesterkonzert. — Rom: 21.00 Uebertragung einer Oper. — Moskau: 20.00 Konzert (Kremliner).

In den Rhein gestürzt. Am Ostkapitel in Köln stürzte ein schwerelastiger Lastwagenzug durch Bruch des rechten Vorderrades in den Rhein. Der Chauffeur kam ums Leben, während die Begleiter leicht verletzt wurden.

Einer der besten amerikanischen Marinepiloten, Leutnant Cuddihy, kam anlässlich der Fliegerwoche mit einem britischen Flugzeug ums Leben. Der Apparat stürzte auf dem New Yorker Flughafen mit einer derartigen Wucht ab, daß er sich tief in die Erde eingrub und nur mehr die Füße des unglücklichen Piloten zu sehen waren. Das amerikanische Marineministerium hatte dieses englische Flugzeug, das an dem Schneiderpolsitz teilgenommen hat, zu Versuchszwecken gekauft. Cuddihy schlug im Jahre 1924 den Weltrekord für Wasserflugzeuge und nahm im Jahre 1925 als Pilot an den Kämpfen um den Schneiderpolsitz teil.

Ein neuer Fall Banzetti?

Dreizehn Jahre unschuldig im Zuchthaus? — Die Tragödie zweier amerikanischen Arbeiterführer.

Seit 13 Jahren sitzen die amerikanischen Arbeiterführer Tom Moon und Warren S. Billings im Gefängnis. Sie sind beschuldigt, während des Krieges im Juli 1916 bei einer Parade in San Francisco durch Bombenwurf zehn Zuschauer getötet zu haben.

Jetzt hat sich ein Zeuge mit der Angabe gemeldet, ein gewisser Louis Smith habe ihm kurz vor seinem Tode gestanden, der Bombenwerfer gewesen zu sein. Die Nachforschungen, die hierauf angestellt wurden, ergaben, daß der Verstorbene auch seiner Schwester eine ähnliche Erklärung abgegeben hat. Smiths Bruder beschuldigt den Verstorbenen, im Dienste des deutschen Spionagedienstes gestanden und in dieser Eigenschaft nicht nur dieses eine Attentat ausgeführt zu haben.

Moon, der darauf einem eingehenden Verhör unterzogen wurde, bestätigte diese Angaben und nannte den Namen eines Deutschen, der den verstorbenen Smith angestiftet und auch den deutschen Militärattaché überredet habe, Sabotageakte zu veranlassen. Sein damaliger Untersuchungsrichter sei in mancherlei Beziehung von dem damaligen Führer des kalifornischen Unternehmertums Barrie Calhoun abhängig gewesen und hätte u. a. ein Korruptionsverfahren gegen den Missionar niedergeschlagen. Da er, Moon, und sein Freund Billings zu den schärfsten Widersachern Calhouns gehörten, habe der Untersuchungsrichter dem Unternehmer einen Dienst erweisen wollen, indem er die Untersuchung in einer so skandalösen Weise geführt habe, daß sie mit der widerrechtlichen Verurteilung seiner selbst und Billings geendet habe. Obwohl es ihm und Billings gelungen sei, ein einwandfreies Alibi zu führen, sei man bei der Urteilsprechung den Aussagen einer Prostituierten und eines Kellners gefolgt, der viele Jahre später zugegeben habe, im Fall Moon-Billings einen Meineid geschworen zu haben, während die Prostituierte nachträglich angegeben habe, von dem Untersuchungsrichter durch Drohung mit dem Gefängnis zu ihrer belästigenden Aussage erpreßt worden zu sein.

Gegen rote Hände

Die unheimliche Krankheit, die man an roten Händen nennt, ist eine gefährliche Krankheit, die man durch eine einfache Creme loswerden kann. Diese Creme ist ein Mittel, das man an roten Händen anwenden kann, um sie zu heilen. Die Creme ist ein Mittel, das man an roten Händen anwenden kann, um sie zu heilen. Die Creme ist ein Mittel, das man an roten Händen anwenden kann, um sie zu heilen.

Die Zauberbücher des Albertus.

In unserer Zeit spüren wieder einmal die Geister des Mittelalters. Abergläubige und Geschäftstüchtige haben sich heute der Magie ergeben und beschwören nach „Herzengis schwarzer Magie“ oder „Fausts dreifachen Schlüsselwange“ den Geist Azil, Planetengeister und Satans bedrohliches Gefolge. Sie machen magische Ränderungen, bei denen Schwefel und Teufelsöl eine große Rolle spielen, wundern sich, wenn sie von dem infernalischen Geiste krank werden und fragen dessen die bösen Geister an, die sie nicht zu sehen bekommen, während ihr Mosen dreifache Ränderungen ausführt. Der Gang zum Ubersinnlichen steht man einmal um Menschen. Er ist an sich nicht gut und nicht schlecht, sondern es kommt ganz darauf an, wie und zu welchem Ende man ihn gebraucht. Wir verdanken ihm die herrlichsten Blüten metaphysischer Spekulation, aber ebenso die Sumppflanzen und das Unkraut einer Hirnbelästigten Welt, die sich zu egoistischen Zwecken mit Hilfe einer Hand voll Drogen und Chemikalien über die Naturgesetze zu erheben vermag.

Zu den bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der okkulten Wissenschaften gehörte der Dominikaner Albertus Magnus (1193 bis 1280). Aus dem abligen Geschlechte derer von Bollstädt zu Veningen in Schwaben emporstiegen, trat er ziemlich jung in den Dominikanerorden ein und erwarb sich durch seine große Weisheit nicht nur als Theologe, sondern auch als Naturforscher einen Weltren. Anfangs in verschiedenen Klosterschulen als Lehrer tätig, kam er später nach Paris, von da

Der Unfug des Tätowierens.

Von Gerhard Kranz.

Tatsächlich: man tätowiert sich wieder. Der Sommer 1926 ließ gar keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, denn in Paris hat man die Mode wieder aufgegriffen. Eine ansehnliche Menge junger, feiner, unternehmungslustiger Pariserinnen maßt und tragt sich groteske Bildungen auf die Haut. Warum? Weil der in Paris lebende japanische Maler Fujita, der schon einige absonderliche Moden in seinem Leben mitgemacht hat, mit dieser oft recht schmerzhaften Scherzchen wieder begann, um neue Anhänger für die Kunst des Tätowierens zu werben. Vor ihm hatte das schon Victor Marguerite gründlich getan und sogar Bücher über das Tätowieren herausgegeben.

Nehmen wir also die Dinge, wie sie sind oder werden wollen! Wie lange besteht denn schon die Mode des Tätowierens, war sie überhaupt immer Mode, wer tätowierte sich bisher? Befassen wir uns in aller Kürze einmal mit der Geschichte des Tätowierens.

Wer tätowierte sich bei uns eigentlich, wo war das Tätowieren sozusagen Ehrensache? Doch bei den Artisten, vornehmlich bei den Akrobaten, den Circusreitern, dann besonders doch, wie man aus Erfahrung weiß, und wie man es sicher beobachtet hat, bei den Schiffen und Seeleuten. An der „Waternant“ konnte man tätowierte Männerbrüste, auf denen Verschnörkelungen standen, sehen, blaueingetinte Arter und Adler sollten die Arme und Hände verzieren und „Taten verkündigen“!

Wenn man so etwas sah, sagte man einfach: Kitsch. Das ist genau daselbe wie die mit Rippen aller Art vollgestellten Schränke in den Zimmern der Kleinbürgerhäuser!

Indes: gehen wir der Tätowierungskunst (denn es gibt wirklich auch eine Kunst des Tätowierens!) auf den Grund. Natürlich: die „alten Griechen und Römer“ (das ist ein fast schon sprichwörtlicher Begriff!) haben das auch schon gekannt, und was haben sie eigentlich nicht gekannt?! Tätowieren gehört auch zur Völkergeschichte! Die Römer haben einander tätowiert: „corpus alicujus notis compungere“, nannten sie das, den Körper „stechen“, die Griechen: stizeln; rizen, einägen. Blumen tätowierten sie vornehmlich.

Bei den wilden Völkern ist das Tätowieren (früher mit zwei I geschrieben) uralt. Freilich: die ganze Tätowierungsangelegenheit hat ja mit Wildheit manches entschieden gemein! Auf fast allen Inseln des Indischen und Stillen Ozeans tätowierten sich Frauen und Männer eine Menge Figuren auf Gesicht, Lippen, Zunge, überhaupt auf den ganzen Leib. Die Neu-Holländer rizen sich mit Muscheln und halten die Wunde so lange offen, bis tiefe Narben in dem Fleische entstehen, die für eine besondere Zierde gehalten werden. Kleinen Kindern werden sogar Fingerglieder angeknipst.

Die Südsee-Insulaner betrachten das Tätowieren als religiöse Verpflichtung, der sich keine Seele entziehen darf, wehe ihr!

Auch als Stammesabzeichen dient das Tätowieren, als Abzeichen der verschiedenen Geschlechter. Man kennt natürlich dort auch eine gewisse Regelmäßigkeit und Symmetrie, eine Geschmäcklichkeit des Tätowierens. Beispielsweise ist überliefert worden, von Cook, daß sich die Eingeborenen der Sandwich-Insel nur mit geraden, rechtwinklig durcheinander laufenden Linien zu tätowieren pflegten.

Das Tätowieren ist, wie man weiß, keine so einfache Sache. Es kann verflucht weh tun, und das ist auch oft der Zweck der Übung. Sadismus, Masochismus, Aberglauben spielen auch hier bisweilen eine erschreckend große Rolle. Ein Amerikaner, der das Bock hatte, unter die Wilden geraten zu sein, berichtet von dem Tätowierungsverfahren dies: „Nachdem man die zu tätowierende Person zubörderst am Boden festgebunden, daß sie sich nicht rühren kann, zeichnet man ihr die Figuren, womit ihr Gesicht geziert werden soll, mit einer scharfen Nadel auf die Haut, dann wird mittels eines kleinen, aus Fischgräten verfertigten Werkzeuges die Haut längs diesen Linien eingestochen. Man hält es ein bis zwei Zoll über die Haut und treibt dann

durch einen Schlag die Zähne ins Fleisch hinein, so daß sie nach jedem Schlage von selbst wieder herauspringen. Nach dieser sehr schmerzhaften Operation, die sich auf Gesicht und Brust erstreckt, werden die eingegrabenen Stellen mit einem aus Safran bereiteten Farbstoff geätzt, jedoch nur nach und nach, weil nach der Operation immer eine heftige Entzündung der wunden Stelle erfolgt, die man erst abwarten muß. Eine regelrechte Folter also!

Die Liebe hat mit dem Tätowieren selbstredend auch Verschiebliches zu tun, und in einem in Berlin 1795 erschienenen Werke finde ich folgende typische Stelle, der ich durchaus masochistische Beweggründe beimesse: „Charlin kannte viele vernünftige Männer, die einer oder der anderen Tänzerin so ergeben waren, daß sie es selbst für unmöglich hielten, sich ihren Fesseln zu entziehen. Solche Sklaven der Liebe werden an den Brandmalen, die sie am ganzen Körper, besonders an den Armen und in den Seiten haben, erkannt. Die Perfer machen solche mit einem glühenden Eisen, und zwar um so mehr und um so tiefer, je verlebter sie sind, und je mehr sie ihre Geliebterinnen von ihrer Leidenschaft überzeugen wollen.“

Ähnliche Fälle, freilich nicht in derart krasser Form, kann man noch heute finden, bei Ringkämpfern und Boxern und Akrobaten, die sich u. a. auch aus Liebe zu ihrer „Braut“ Zeichen in die Hand eingraben.

Allerdings: nicht immer bedeutet das Tätowieren eine schmerzliche Operation. Bemalte Wangen und Lippen, bezeichnete Stirnen, das alles geht ja auch schon auf das Konto des Tätowierens, das ja auch, wie alles andere, dem jeweiligen Geschmack der Zeit unterworfen ist, abgesehen davon, daß es für den Kultivierten geschmacklos ist.

Interessant ist zu diesem Thema noch folgendes zu hören: 1870 hat der Bezirksausschuß von St. Gallen an den Landesauschuß von Steiermark das folgende Ersuchen gestellt, es möge die Kreuze zur Kennzeichnung für jedermann tätowiert werden. Diese Eingabe wurde dem Sonderauschuß in Armenschaften zugewiesen, der über diesen merkwürdigen Einsatz nichts zu verfügen für gut fand.

In England war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Tätowieren ganz große Mode, und es gehörte sogar zum guten Ton, sich tätowieren zu lassen. Der Herzog von York hatte sich auf dem Vorderarm tätowieren lassen (ein Paar gekreuzter englischer Flaggen), und diesen Schmutz hatte er sich von „Professor“ Williams beibringen lassen, der damals der begehrteste Spezialist Londons war und sich 50 Pfund für jede seiner Operationen zahlen ließ! Und wenn erst einer anfängt! — Mehrere der hervorragendsten Mitglieder des Herrenhauses folgten dem „hohen“ Beispiel und ließen sich ebenfalls tätowieren, die einen nur ihre Initialen, die anderen Wappen und Devise. Man erzählte sich sogar von einem berühmten Reisesen und Parlamentarier, daß er mit Frau und fünf Kindern zu Williams eilte, um sie alle tätowieren zu lassen. Er meinte: „Man weiß nie, was passieren kann“, und ließ sich und den Seinen Namen, Vornamen und Adresse in die Haut schneiden. Sicher ist sicher, kann man da nur sagen! . . .

Der Onkel des Herzogs von York, übrigens der Herzog von Sachsen-Koburg, ist auch ein „Tätowierter“, und dessen Schwager, der Großfürst Alexis von Rußland, der als Seefahrer von einer Sitte sich nicht ausschließen wollte, hat als Chef eines Dragonerregiments am Arm die Zeichnung eines Dragoners getragen. Er wollte doch seinen Offizieren und Matrosen in Nichts nachstehen.

Als anerkannte Meister der Tätowierungskunst — dies will ich auch noch erwähnen — gelten bei den Seeleuten die Japaner, die mit großartiger Geschicklichkeit alles, was ihnen über den Weg läuft, ihren Klienten in die Haut schnitten.

Das „tatouer“ ist also jetzt wieder in Frankreich angekommen: kein Wunder: bei der Geschichte, bei so berühmten Vorfahren! . . . Aber dieses Tätowieren wird ja wohl nicht viel mehr sein, als eine ausgeprägtere Form der Schminkkunst.



Doppelte Winterfreude gewährt die Eleganz gut sitzender, peinlich sauberer Wollsachen. Unrichtig behandelt, laufen sie ein und schauen alt und verbraucht aus. In lauer RADION-Lösung leicht ausgedrückt, bleiben sie weich und schmiegsam, außerdem behalten die Farben ihren ursprünglichen, frischen Ton. Die ganze Arbeit ist rasch und mühelos getan mit



Bolkswirtschaft und Sozialpolitik. Einstellung zweier Textilfabriken.

Wie wir dem „Textilarbeiter“ entnehmen, wird in der nächsten Zeit zur Einstellung zweier Textilwerke geschritten werden. Es handelt sich hierbei um die Makosa-Werke in Bodenbach und um den Betrieb Heinschel u. Comp. in Dönerstorf a. T. Die Makosa-Werke beschäftigen ungefähr 400 Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte. Die Angestellten erhielten bereits am 15. November die sechswöchentliche Kündigung und es werden vermutlich in der nächsten Zeit auch die Arbeiter gekündigt werden. Alles Rohmaterial soll aufgearbeitet und dann die Maschinen abmontiert werden, das alles bis Ende Februar, beziehungsweise bis Mitte März 1927 fertig sein muß. Der zweitgenannte Betrieb beschäftigt ungefähr 300 Arbeiter und soll liquidiert werden, weil er angeblich nur mit 30 Prozent der Betriebskapazität arbeitet. Außerdem soll das Betriebskapital derartig zusammengeschmolzen sein, daß die Firma Gelder zu einem hohen Zinssfuß von zehn bis zwölf Prozent aufnehmen mußte. Die Bank für Handel und Industrie hat deshalb den Kredit eingestellt — obwar der Betrieb gar nicht passiv ist — und drängt auf vollständige Liquidierung bis zum Jahresabschluss.

Da es sich um das Schicksal von etwa 700 Arbeitern handelt, wird es notwendig sein, von Seite der Behörde einzugreifen und dafür zu sorgen, daß diese Arbeiter weiterleben können.

Prager Produktenbörse. (Offizieller Bericht vom 26. November). Die heutige Produktenbörse wies am Getreidemarkte eine sehr ruhige Tendenz auf und die Preise waren im allgemeinen stetig gehalten. Eine freundlichere Haltung machte sich in Roggen geltend, doch konnte sich diese Befestigung in den Preisen nicht ausdrücken. Schwächer gehalten war Gerste und Hafer, wobei Gerste um 2 K und Hafer bis um 3 K nachgab. Weizen blieb in den Preisen unverändert. Am Weizenmarkte verteuerte sich rumänische Ware, während die übrigen Warengattungen gegenüber der Vorwoche unverändert blieben. Auf den folgenden Gebieten treten nur vereinzelte Verschiebungen minimalen Maßes auf. Die heutige Produktenbörse war sehr gut besucht, das Geschäft jedoch unbedeutend. — Es notierten in K: Rotweizen böhm. 80—82 Rg. 174—178, gelber Weizen böhm. 75 bis 77 Rg. 160—163, 78—79 Rg. 164—169, slowakischer Weizen 78—80 Rg. 151—153, Roggen böhm. 69 bis 72 Rg. 119—122, Gerste Ia 143—146, mittlere Gerste 138—142, Futtergerste 103—108, Hafer böhm. 109—112, rum. Futtermais kleinformatig 99 bis 104, Futtermais La Plata 131—137, Weizen griech. 290—304, Weizenmehl OHN doppelgriffig 272—284, Weizenbrotmehl O glatt 252—267, Weizenbrotmehl Nr. 1 212—223, Weizenbrotmehl Nr. 4 167—175, Futtermaismehl Nr. 8 113 bis 120, Roggenmehl 0—1 210—218, I. 190—198, II. 145—156, Roggenfuttermehl 115—117, ungar. Grobmehl, Bratislava 300—305, Kanadisches 353 bis 369, Reis Burma II., Tettschen 260—270, Moulmain, Tettschen 330—350, Bruchreis 240—250, Hirse 275—285, Graupen Nr. 10—6 215—240, Erbsen grün 280—320, gelb 190—210, Viktoria 290—320, Linsen 650—700, Weißbohnen 350—410, Peisohse 160—170, Sommerwicke 160—170, Winterwicke 200 bis 225, Naturroßtee (1929) 650—715, Roßtee plomb. (1928) 400—500, Weißtee 600—1000, Schwedenklee 700—850, Rosenklee (1929) 350—600, Senf 320—350, böhm. Mohr blau 600—700, Mohr silbergrau 825—875, Kimmel böhm. 650—670, holländ. 710—730, weiße Pfefferkartoffeln Verladest. 25—27, gelbsteifliche Verladest. 28—30.

nach Köln. Seit 1248 hatte er, vom Papste zum Ordensprovincial ernannt, sämtliche Klosterschulen im westlichen Deutschland zu visitieren. Dieser Albertus Magnus ist eine der Hauptautoritäten moderner Okkultisten. Auf ihn schwören sie; seine Angaben — so wird behauptet — müßten mit peinlichster Sorgfalt ausgeführt werden; dann müßten die okkulten Experimente gelingen. Es ist wirklich eine ernste Sache um diesen Kronzeugen, denn Albertus ist eine Autorität. Aber jetzt kommt der Haken: von den 21 Visitanten, die als Verfasser Albertus Namen tragen, sind mindestens 10 mit Sicherheit unecht. Unter diesen zweifellos unechten Büchern ist gerade das, auf das sich die Geheimwissenschaftler am meisten berufen, nämlich das „Gebund oder Buch der Geheimnisse Alberti Magni von den Tugenden der Kräuter, Steine und einiger Tiere“.

Man braucht nur einige seiner erstaunlichen Rezepte zu lesen, um sofort den ganzen Duft von Unwissen zu erkennen, der darin liegt. Literarische Fälschungen waren im Mittelalter an der Tagesordnung; entweder hat ein geistig verkrüppelter Mensch gehofft, unter Albertus Namen für das Produkt seines krankhaften Hirns größere Beachtung zu finden, oder ein Spahvogel hat sich einen Wig gemacht, um den Dummköpfen späterer Jahrhunderte einige Nüsse zu knaden zu geben. Ein prachtvolles Mittel finden wir da, um eine Frau des Ehebruchs zu überführen. Es handelt sich um Heliotrop. „Wenn gemeines Kraut gelegt würde in eine Kird, da Weiber sein, die auf ihrer Seiten die Ehe gebrochen, so werden sie n... aus der Kird kommen können, man tue denn das Kraut hinweg.“ Wie macht man jedoch mit Frauen, die nicht in die

Kird gehen? Darüber gibt uns Pfen... keine Auskunft. Vom Schellkraut (Chelidonium), einem bekannten und geschätzten homöopathischen Heilmittel, wird angegeben: „Wenn man gemeldetes Kraut auf eines Kranken Haupt legt, wird er kraft mit heller Stimme singen, wann er sterben soll; wo nicht, so wird er weinen.“ Hier ist jede Bemerkung überflüssig. Eisenmittel, mit Teufelsöl gemischt, macht alle Schlösser auf. „Das zwölfte Kraut wird Salbei gemeinlich genannt. Dieses Kraut, wenn es unter dem Mist in einem gläsernen Gefäß verfaulet, zeuget einen Wurm oder Vogel, mit Gestalt einer Amsel. Und wann gemeldete Schlange verbrennet wird, so geschicht strakt ein Streich eines grauen Samen Donnererschlags. Und wann gemeldet Pulver in eine Lampe getan und angezündet, so wird es aussehn, als wenn das ganze Haus voller Schlangen wäre. Und dies ist bewährt heutiges Tages.“ Ein ganz schlimmes Kraut ist die Melisse. Wenn man dies Kraut mit Japprensaft und mit dem Schwefel eines rotzahnigen Menschen mischt und mit dieser Mixtur einen Gurt besämet und diesen Gurt jemandem umtut, so muß das Unglückswurm „straks voneinanderbersten“.

Das ist eine kleine Mühseligkeit aus der Art von Literatur, aus der heutzutage Zehntausende und mehr „Belehrung“ suchen, um damit Geschäfte zu machen. Unsere Aufgabe ist es, dahin zu wirken, daß die Wundergläubigen und Leichtgläubigen aufgeklärt werden! Besonders die Schule muß in diesem Sinne arbeiten. Nur dann wird es möglich sein, die Menschen, die auf den Irrwegen des Aberglaubens einhertröten, auf den Pfad der Vernunft zurückzuführen.

Freie Vereinigung sozialistischer Studenten.

Einladung

zu dem heute, den 27. November 1929, halb acht Uhr abends in Prag im Pörfal 1 des Carolinums (Eisengasse) stattfindenden Vortrag des Genossen Dr. Emil Strauß über

„Wandlungen der Weltwirtschaft.“

Der Vortrag ist öffentlich zugänglich.

Der Film.

Die schamlose Frau.

Ein neuer Greco-Garbo-Film.

Nach dem Roman „Der grüne Ere“ von Michael Arlen wurde dieser Film für Greco Garbo geschrieben. Er ist ein Starfilm; er hat keinen anderen Sinn als die Hauptdarstellerin; er hat keine andere Absicht, als die große Schauspielerin Greco Garbo in Szenen zu stellen, die ihr die günstigsten darstellerischen Möglichkeiten bieten. Dramaturgisch ist er kein Meisterwerk. Gemächlich weitläufig wird die Geschichte einer Frau erzählt, die den geliebten Mann nicht heiraten darf, in ihrer betrogenen Leidenschaft den „hässlichen Hals“ verliert, den Geliebten als Gasten einer anderen wieder trifft, dann krank wird, gesund wird, beinahe heiratet, aber aus Ekelmut und Mißleid mit der Frau des Geliebten auf ihr Glück verzichtet und Selbstmord begeht. Eine große Leidenschaft fröhlt mit dem Moralbrot der Gesellschaft zusammen; wer dieser Leidenschaft lebt, ist noch dem Moralbrot der Gesellschaft und der Filmindustrie „schamlos“. Liebe zwischen zwei Menschen, die nicht miteinander verheiratet sind, bedeutet immer noch ein „Hals“ der Frau; Clarence Brown, der Regisseur des Films, macht einen locker stehenden, rufschädigenden Ehering zum Symbol dieser „moralischen Haltlosigkeit“. Als auf die gegenseitige Edelmütigkeit der beiden Frauen am Schluß des Films hält Clarence Brown sich von listigen Witterungen fern. Er läßt die Garbo im Auto umherfahren und die Gegend mit Zehlmeterausblick aufwachen; er läßt sie fliegend durch die Gänge eines Krankenhauses wandeln, um Blumen zu suchen. Er weiß, welche Effekte man der Erscheinung und dem Spiele dieser großen Künstlerin abgewinnen kann. Und der Photograph weiß, daß er das schönste und beste Bild der Menschheit zu Photographieren hat, das es im Film von heute gibt. Er machte Großaufnahmen der Garbo, die photographische Bildkunst von höchster Vollendung sind. In diesen Großaufnahmen spielt Greco Garbo den Kampf eines Menschen um die Anerkennung seiner Leidenschaft; knapp, eindringlich, packend, ohne Uebertreibungen und was das Wesentlichste ist, fern von allem Klischee. Sie ist kein Engel und kein Teufel, sondern ein Mensch; kein Vampir und kein Girl, sondern eine Frau. Sie fügt sich der Charakterisierungsschablone Hollywood nicht, spielt keine feststehenden Typen, sondern Menschen mit menschlichen Schwächen. Tugend Filmautoren haben vergebens dagegen gekämpft, daß die Filmgestalten nur gut oder nur böse sein dürfen; Greco Garbo ist es gelungen, mit der Schwarzwald-Charakterisierung anzukommen und die Zweifelhaftigkeit eines jeden Menschen darzustellen; dies ist ihre große Tat, dies ihre unnahbare, bewundernswürdige Kunst.

gealterte Diva, die sich im Ausland lange Zeit vergebens um ein Engagement bemüht hatte, gab einem italienischen Journalisten ein Interview, in dem sie erklärte, sie hätte, um der italienischen Filmindustrie erhalten zu bleiben, zahlreiche verlockende Angebote ausländischer Firmen abgelehnt. Zu solch beherrschtem Nationalismus hat Mussolini die alten Filmstars bereits erregelt! Dafür hat er die Zensur der Wochenblätter abgelehnt. Wochenblätter werden nämlich nur vom faschistischen staatlichen Filminstitut herausgegeben und zeigen zu zwei Dritteln Aufnahmen Mussolinis. Da kann man sich leicht die große Geste...

der Abschaffung der Zensur leisten! Das Schönste aber ist die italienische Filmausfuhrstatistik. Da der italienische heimische Film nicht exportierbar ist, man aber gern eine hohe Exportzahl haben möchte, läßt man ausländische Filme, von denen man Kopien braucht, nach Italien bringen, fertigt von dem Negativ Abzüge an und nimmt das nach Berlin oder Paris zurückgeschickte ausländische Negativ in die Exportstatistik auf. So kommt die italienische Filmindustrie, deren Erzeugnisse im Ausland niemand kaufen will, dennoch zu einem gewaltigen Filmeport!

Sport * Spiel * Körperpflege

Norwegischer Arbeiter-Sportbund gegen die Moskauer Sportinternationale.

Man hat genug von den Kommunisten! Der Anfang November stattgefundenen Kongress des Roten Sport-Internationale angehörenden „Arbeiter-Sportbund“ stand zeitweise unter dem Zeichen der Arbeit der „Revolutionsmäßigen“ Partei. Diese Partei hatte, obwohl der Sportbund der Moskauer Sportinternationale angehört, in ihm eine fanatische Fraktionsarbeit getrieben. Der Vorsitzende der kommunistischen Partei hielt auf dem Kongress eine Begrüßungsrede, die eine einzige Hege gegen die norwegische Arbeiterpartei und Sozialistische Arbeiter-Sport-Internationale war. Entsprechend dem Betragen des Parteivorsitzenden, traten auch die übrigen amwesenden Parteimitglieder auf. Gezielt, Geschimpfe und Beschreie waren ihre Taten. Der Nob auf der Galerie wurde angeführt von sich hysterisch gebenden Frauenzimmern. Auf diese Art wurde vielen Delegierten, die der Behandlung politischer Dinge im Sport abgesehen waren, von kommunistischer Seite praktischer Unterricht erteilt. Die Auswirkungen waren dergestalt, daß der Kongress bei...

Wahl der Verbandsleitung (14 Mitglieder) keine Kommunisten

wählte und nur Mitglieder der Arbeiterpartei berücksichtigt. Vorher bestand die Leitung aus sechs Mitgliedern der Arbeiterpartei und fünf Kommunisten. Entschieden wurde man sich gegen die kommunistischen Angriffe gegen die österreichischen Arbeiter-Sportler. Die übergroße Kongressmehrheit vertrat den Standpunkt, die österreichischen Arbeiter-Sportler, die bereit sind, die Arbeiterklasse gegen die Faschisten zu verteidigen, als Kameraden zu betrachten.

Einen breiten Raum der Verhandlungen nahm die Stellungnahme zur Roten Sport-Internationale ein.

Die RSD. war vertreten durch ihren Führer Kaplan (Moskau). Eine kommunistische Resolution mit der Beschimpfung aller, die nicht blind auf Moskau schwören, fand keine Annahme. Dagegen wurde mit 123 Stimmen...

- Wiener Arbeiter-Fußball. Straßenbahn gegen Nord-Wien 3:1, Phönix-Schwechat gegen Red Star 5:0, Weibling gegen E-Werk 2:1, Helfort gegen Elektra 3:0, Zimmering gegen Humanitas 1:0, Columbia gegen Floridsborger St. 3:0, Briggittan gegen Donaufeld 3:1, Fading gegen Favoritner AC 5:3, Rudolfshügel gegen Union 2:1, Imperial-Phönix gegen Kennweg 5:1.
Deutscher Arbeiter-Fußball. Bezirk Dresden: Cotta gegen Deuben 4:1, Volkshöfchen gegen Eintracht 3:1, Helios gegen Schwarzweiß 2:1.
Bezirk Leipzig: Borussia-Züß gegen Viktoria 1:0, Südwest gegen Großschlocher 3:1, Wahren gegen B.C. Töbelen 4:2, Südost gegen Freuchen 3:1, West 08 gegen Burgstraße 2:1.
Hambur. Bezirk: Vorber gegen Foddel 4:1, Halstein gegen Kurup 1:1, Ottenien gegen Hertha-Harburg 1:0, Lüneburg gegen Hausa 4:3, Hamburg 08 gegen Alster-Züß 0:5.
Stadtweltkampf im Stetten Wien-Berlin. Sonntag wurde in Berlin dieser Wettkampf aus-

gegen eine schwache Minderheit folgende Entschliebung angenommen:

Von der Roten Sport-Internationale sind in den letzten Jahren Parolen und Weisungen dem RSD. (Arbeiter-Sportbund) zugelassen, die, wenn sie durchgeführt worden wären, die Verbandsmitglieder in Gegensatz zu der politischen Auffassung der großen Mehrheit im Verbands gebracht hätten.

Uebereinstimmend mit der Klassen-solidarischen Grundlage, auf der die Arbeiter-Sportbewegung, wie die übrige Arbeiterbewegung, aufbauen muß, will der Kongress aussprechen:

Parolen und Weisungen der Roten Sport-Internationale, die den RSD. in Gegensatz und Kampfstellung zu unseren übrigen Klassenorganisationen, der norwegischen Arbeiterpartei und der Gewerkschaftsorganisation, bringen, können wir nicht befolgen.

Diese Abgabe an die Rote Sport-Internationale läßt an Deutlichkeit aber auch gar nichts zu wünschen übrig Kaplan, der Vertreter der RSD., protestierte vor der Abstimmung gegen die eingebrachte Entschliebung. Er nannte den Vorschlag „unrichtig“ und „unannehmbar“, er bediente einen

Bruch mit der RSD.

Kaplan verlangte eine Entscheidung mit den Worten: „Wollen Sie mit uns, mit der RSD., gehen oder mit dem Feind, der RSD. (Sozialistische Arbeiter-Sport-Internationale).“ Trotz der Trostreden wurde die Entschliebung zum Beschluß erhoben. In einem weiteren Beschluß wurde die feste organisatorische Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften und der norwegischen Arbeiterpartei festgelegt.

Die Niederlage der Moskauer Sportinternationale in dem ihr sehr zugeneigten norwegischen Arbeiter-Sportbund ist mit eines der härtesten Beispiele für die Unfruchtbarkeit der Moskauer Arbeit.

getragen. Wien vertrat der Bundesbahner-Athletenklub Wien-West und Berlin der dreifache deutsche Bundesmeister S.B. Pichtenberg-Friedrichsseele 04. Die österreichischen Arbeiter-Athleten hatten einen schönen Erfolg zu verzeichnen, die Liebenerrmannschaft der Wiener erzielte 118.5 Kilogramm gegen 105.5 Kilogramm der Berliner.

Jänische Wintersportler nach Oesterreich. In Märzschluß wird es hener eine Reihe großer Ski-Wettkämpfe der Sportler geben. Wie schon jetzt bekannt wird, werden an den Veranstaltungen, die bereits auf der neuangebauten Sprungbahn vor sich gehen werden, nicht nur die besten Springer und Läufer aus Oesterreich und Deutschland teilnehmen, sondern voraussichtlich auch finnische Arbeiter-Sportler. Sollten sie tatsächlich in Märzschluß an den Start gehen, dann wäre es sicher ein leichtes, sie auch für unser in Bärtingen stattfindendes Bundeswintersportfest zu verpflichten.

Der internationale Jachtausflug für den Jachtsport wird Mitte Dezember in Wien tagen.

Kunst und Wissen.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Mittwoch (47-3), halb 8 Uhr: „Deckend im Paradies“. Donnerstag (48-4), halb 8 Uhr: Premiere: „Prinzessin auf der Erbse“, „Bin und Zurück“, „Schwerkrieg“. Freitag (49-1), halb 8 Uhr: „Trio“. Samstag (50-2), halb 8 Uhr: „Wenn ich König wäre“. Sonntag, halb 3 Uhr, Kulturverbands- und Angestelltenvorst.: „Friederike“, halb 8 Uhr (51-3): „Prinzessin auf der Erbse“, „Bin und Zurück“, „Schwerkrieg“. Montag, 7 Uhr: Festaufführung: „Mischenbrödel“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Mittwoch: „So betrüg dich nur aus Liebe.“ Donnerstag: „Grand-Guignol“. Freitag (Kulturverbands-Freunde): „Scheroperette“. Samstag: „Water sein dagegen sehr“. Sonntag, 5 Uhr: „Seinen aus Irland“, halb 8 Uhr: „Water sein dagegen sehr“. Montag: „Water sein dagegen sehr“.

Literatur.

Ein neuer Jack London.

„Das Mondtal.“

Der Berliner Universitäts-Verlag, der sich um die Verdeutschung und Popularisierung des Lebenswerkes Jack Londons, des größten amerikanischen Epikers, so große Verdienste erwarb, versorgt die noch guten, rein: bestem modernen Stoff hungrige Leserschaft just zu Weihnachten mit einem köstlichen geistigen Wohl: alle die Angezögten, die Jack London lieben, werden in dem großen, drei Bände umfassenden Roman „Das Mondtal“, der von Erwin Magnus in stichend deutlicher Übertragung wurde, wiederum die einzigartigen Züge Londons wiederfinden: seine unerhörliche Erzähl- und Charakteristik, seine plastische Menschengestaltung, seine tiefe soziale Geirnung, seinen starken Humor, seine ideale Naturauffassung, sein edles Menschentum, seine phantastische Dichterseele. Das London erzählt uns in diesem Roman auf vielen hundert Seiten, immer spannend, immer bereichernd, von dem Schicksal, das in einer kalifornischen Industriestadt einen Ruffher, der zugleich Boger und ein ganz fabelhafter Kerk ist, mit einem Wäckerinadel zusammenführt, wie in das junge Glück dieser beiden Menschen die Bestie Kapitalismus fährt, wie in einer blühend niedergebalteten Streifbewegung tausende Menschen um ihre Existenz kämpfen, wie so dem Ehe-Idyll Mills und Saxon Sefohr droht und wie die beiden, fast zermalmt von dem Angetum der modernen Industriestadt, sich schließlich aufzuhaben, um als Bauern zur Natur und zum Glück zurückzufinden, was ihnen schließlich auch gelingt: in einem verwahrlosten Gebiet Kaliforniens entdecken sie endlich das märchenhafte Mondtal, nach dem ihre Seele hungerte und in dem sie heile wirken und schaffen können.

Es kommt nicht darauf an, daß Jack London hier das Glück zweier Menschen an einem eht amerikanischen und wohl auch in die amerikanischen Gegenwart kaum vorzugesehenden Fall Wirklichkeit werden läßt, nicht darauf, daß Bill und Saxon, die es schließlich zu Wirtschaftsbefrei bringen, leider von den Millionen Profeten, die wie sie leben, nicht nachgeahmt werden können. Sondern in der Kraft, in der Solidarität, in der Herzengüte dieser beiden Menschen liegt das Beispielhafte für den Einzelnen wie für die Klasse.

Es soll nicht verkannt werden, daß der Roman auch einiges Lechhafte enthält, also Züge, die uns im allgemeinen in der sogenannten schönen Literatur fremd anmuten. Aber wenn wir Stunden und hunderte Seiten lang so viel Schönes und Gutes vorgelesen bekommen, wie in dieser Erzählung Jack Londons, dann tut uns auch ein Schuß lechhafter Wahrheit gut, insbesondere wenn es sich um Dinge des Wirtschaftslebens handelt, die den Stadiem ja sonst so schwer zugänglich sind. Und schließlich sollen wir ja aus jedem Buch — sonst ist es eben kein gutes oder wir verstehen es nicht zu lesen — geistigen Gewinn schöpfen auch in der Form, daß wir nicht nur unsere Seele, sondern auch unsere Verstand, unsere Erkenntnis bereichern. Und in Jack Londons „Mondtal“ ist schon dafür gesorgt, daß wir zuvörderst als Gefühlsmenschen und als soziale Wesen Bereicherung finden, vor allem darin, wie uns der Dichter das Zusammenspiel zwischen Mann und Weib als die einander ewig suchenden Teile darstellt, wie er — und darin scheint uns der tiefste Wert dieses Buches zu liegen — dem schaffenden Cros zu seinen Rechten verhilfen will, wie er die Mann-Weib-Liebe zur Kameradschaft nicht nur der Leiber, sondern auch der Seelen und Geirne hinaufführt.

Mit einem Satz: „Mondtal“ ist, wie jedes Jack London-Buch, ein köstlicher Schatz-Ort insbesondere für jeden proletarischen Leser.

Herausgeber: Dr. Ludwig Gies.
Ueberebalteter: Wilhelm Kieher.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß.
Druck: Rosa K.-G. für Zeitung und Buchdruck, Pörfal für den Druck verantwortlich: Otto Gork, Pörfal.
Der Verlagsvertrieb wurde von der G. u. L. Verlagsvertrieb und Verlag Nr. 127.461/VII.27 am 14. 10. 1929. 14.000

Der „Liebeszauber“ der Südlawen.

Im Volksleben der Südlawen spielt der Glaube an die „Zauberfrauen“ auch heute noch eine große Rolle. Die echte „Zauberbaba“ braucht durchaus nicht immer das Wesen einer alten Eigenexin haben, sondern führt sehr oft das Leben einer gutsituierten Hausfrau. Sie kennt die intimsten Geheimnisse des Fortes, und was sie für den Einzelfall noch nicht weiß, das versteht sie in geschickter Weise aus ihrem zewelligen Munden herauszuholen. So sehr sie jedoch bestrebt ist, frunde Geheimnisse zu erfahren, so sehr hält sie auf Diskretion in allen Angelegenheiten, die ihre Kunden ihr anvertrauen. Sie verhängt sich hinter dem Vorwand, daß der Zauber nichts helfen würde, wenn sie darüber spräche, und weiß dadurch alle neugierigen Fragen abzuweisen.

Einen besonders großen Teil der Kunden der Zauberfrau stellen die Verliebten, wobei die verschiedensten Verhältnisse überwiegen. Jhr was soll die Zauberbaba doch nur helfen! Da gibt es, einen Mann, der eine andere hat, zu jener zu führen, die um stillen längt ein Auge auf ihn geworfen hat wobei es allerdings oft weniger komplizierter Zaubermittel bedarf, als eines mehr oder weniger deutlichen Hinweis. Dar wieder handelt es sich darum, einen Trauzug zu zuzuführen, und in einem dritten Falle soll einem etwas träge gewordenen Ehemann oder Liebhaber mehr — Affinität beigebracht werden. Die früher vielfach begehrte „W-mehr des bösen Zaubers“, der die Kinderlosigkeit verursacht, wird heute nicht mehr so häufig verlangt, weil das Streben nach großem Kinder-„Ze-

gen“ auch bei den Südlawen nicht mehr so drängend ist.

Die Zauberfrauen verderben einander nie das Geschäft, und man hört wohl kaum einmal, daß eine über eine Konkurrentin schimpft oder deren Zauberkraft herabsch. In manchen Städten haben sie sich sogar über die Anweisung des Stadtgebiets für ihre Wirksamkeit geeinigt. Auch die Kundin wechselt ihre Zauberfrau nur ungern, und zu a-l-len Zauberinnen laufen nur die Frauen der „Zwaben“, d. h. der Einwanderer, und die gelangweilten Frauen der sogenannten besseren Gesellschaft.

Als Zaubermitel dienen Kräuter, Brot, Obst, Obstläse und Holz von Bäumen und Sträuern, Wälderren, Knoblauch, Frauenblut und Frauenmilch, Zuder, Zitronensaft, aber auch weniger appetitliche Mittel: Körpergewich und menschliche oder tierische Exkremente, Bestandteile von Ferkeln, zerlöthene Ei-nägel usw. Viele „Zaubermitel“ werden Speisen, namentlich Badewasser und Getränken beigemischt, die man der Person gibt, auf die der Zauber einwirken soll.

Den Grund für die große Bedeutung, die der „Liebeszauber“ im Volksleben der Südlawen hat, gibt Elba L. Danicic — die erfolgreiche Folkloreforscherin — mit folgenden Ausführungen an: „Die Liebe verli die Südlawin unüberstehlich mit sich fort. Sie besitzt in der Liebe eine Glückseligkeit, die für sie das Recht bedeutet, dieses Glück immer zuß neue zu erlangen. Daher die vielen Zauberorten und Zaubermitel, die zu gebrauchen sie unerbändlich ist von ihrer zwölften Jahr an bis hinaus über das Klimakterium (Wechselfahre). Den

Gatten eines anderen Weibes zu begehren, erscheint ihr gar nicht als Sünde, denn der Volksdichter sagt: „Liebt man, so gibt es keine Sünde“. Nur vor starken Zaubermitteln schrickt sie zurück: sie fürcht nichts so sehr wie diese. Merkt sie, daß man ihr solche verabreicht, um sie abzuwecken, dann erst läßt sie ihr Opfer los. So schwebt der Geist der Zauberflüste oft auch verhörend über allem Tumult der Liebesleidenschaften.“

Nicht nur zur Erzwingung von Liebe wird die Hilfe der Zauberfrau (oder — allerdings in selteneren Fällen — auch eines „Zaubers“) angewendet, sondern auch in jenen Fällen, in denen eine Frau sich Kinder wünscht und keine bekommt. Dabei soll allerdings der gewünschte Erfolg oftmals auf recht natürliche Weise zustandekommen. So erzählt uns die obengenannte Schriftstellerin über die Praxis eines alten Zaubers in einem böhmischen Städtchen, der eins der kleinen, landesüblichen Spezerelläden besaß und dabei ein reicher Mann wurde: „Im Ducan sthi der Alte, der aber selber noch ein sehr rüstiger, feicher Fünftager ist; außerdem sind im Hause noch seine drei Söhne im Alter von 20 bis 25 Jahren, recht: swamme Kerle alle drei. Kommt eine „Unfruchtbare“, so bekennt sie immer dasselbe Gebrauh mit der Besung, dieses an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang draußen bei den alten Gräbern zu trinken. Die alten Gräber liegen sehr entlegen, aber der Alte hat dort seine Gärde, d. h. einiges Vieh, und einer seiner Söhne ist immer als Hüter draußen. Sein kleines Café gibt den Strübergerhen eine hüßige Erfrischung, und so kommt es, daß auch die „Unfruchtbaren“ in dieses Koffeehäuschen eintreten — der Rest ist Schweigen.“

Werrenhemden,
Inserieren Sie im Sozialdemokraten
„Bigo“,
1929